

Münchner Feuilleton

I KULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN I

JANUAR · NR. 92 · 04.01.2020 – 31.01.2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de



Wir stehen vor einer neuen Dekade.
Grund für uns, Phänomene der
jüngsten Zeit festzuhalten. Ein Blick
zurück und nach vorn.

Grafik: Jürgen Katzenberger

Was ist im letzten Jahrzehnt passiert, was es vorher so nicht gab? Chris Schinke, Matthias Pfeiffer, Sofia Glasl, Ralf Dombrowski und Thomas Betz schauen zurück und denken nach vorn (S. 2–3) || **Hannah Arendts Leben:** Christiane Wechselberger blättert durch **Ken Krimsteins Graphic Novel** (S. 4) || **Das kühne Kind:** Franz Adam besucht **Erika Mann** in der Monacensia (S. 7) || **Schwabinger Oase:** Petra Hallmayer gratuliert dem **TamS zum 50. Geburtstag** (S. 10) || **Out of the Box:** Ralf Dombrowski freut sich, dass Hör- und Sehgewohnheiten gesprengt werden (S. 17) || **Röhren, grunzen, kreischen:** Dirk Wagner nimmt uns mit in die **Heavy-Metal-Landschaft** (S. 21) || **Im Wald:** Thomas Lassonczyk sprach mit **Jörg Adolph** über das geheime Leben der Bäume (S. 23) || **Vermittlungsexperiment:** Quirin Brunmeier war in der neuen Ausstellung im **NS-Dokumentationszentrum** (S. 28) || **Dompteur des Lichts:** Rüdiger von Naso widmet sich der Farbe Schwarz im Werk des 100-jährigen **Pierre Soulages** (S. 29) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 26)



8 Jahre Münchner Feuilleton: Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

#metoo

Die Besetzungscouch ist legendär, ein lange beschmunzelter Euphemismus. Hier sollte es, gegen sexuelle Gefälligkeiten, Jobs im Showbusiness geben. Wie freiwillig diese Gegenleistung für eine Karriere jeweils war, ist fraglich. Angesichts des Skandals um Harvey Weinstein, der im Oktober 2017 von mehreren Frauen der Vergewaltigung und sexuellen Nötigung beschuldigt wurde, taten sich Betroffene aus dem Filmbusiness zusammen, die Ähnliches erlebt hatten, und machten ihre Erfahrungen unter dem Hashtag #metoo öffentlich. Selten wurde so deutlich, wie verbreitet die systematische Diskriminierung angesichts des Geschlechts und der Herkunft ist – nicht nur beim Film, sondern überall. Eine notwendige gesamtgesellschaftliche Verschiebung hat sich in Gang gesetzt: Endlich wird den Betroffenen Gehör geschenkt, nicht vornehmlich den Tätern. Zuhören, nicht reden ist die Devise, und höhnische Täter-Opfer-Umkehr wurde als Unterdrückungsmechanismus entlarvt. Der erste Schritt in Richtung Gleichberechtigung ist gemacht, viele weitere werden noch folgen müssen. || **sg**

Algorithmen

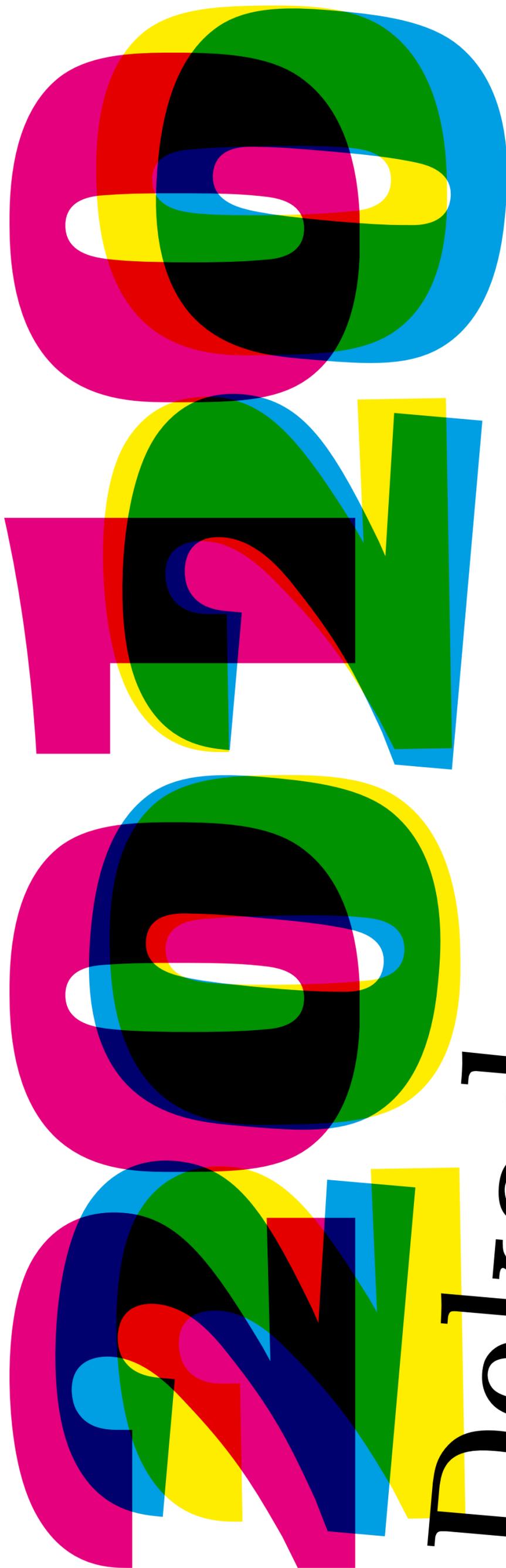
Der Allgegenwärtigkeit der vielzitierten Algorithmen kamen auch Kulturliebhaber und Kulturliebhaber im hinter uns liegenden Jahrzehnt nicht aus. Egal, ob in Form von Buchtipps, Serienempfehlungen oder Musikvorschlägen, die einschlägigen Internetseiten und Plattformen umhagten uns Kulturkonsumenten fürsorglich. Stets schienen die eifrigen Datendienstleister unsere künstlerischen Vorlieben besser zu kennen als wir selbst. Was zugegebenermaßen praktisch und auch angenehm sein kann. Die stete und ausschließliche Hingabe an Gewohntes ist aber auch ziemlich infantil und führt schlussendlich wohl zum digitalen Totalnarzissmus. Eine Kur für die informationstechnologische Zurichtung verspricht eine überkommene Kulturtechnik der Musikaffinen: das Mixtape. Wer alt genug ist, um ein solches schon mal erhalten zu haben, weiß, gerade die Überraschungs- und »What the fuck«-Momente bleiben nachhaltig in Erinnerung. || **cs**

Live!

Ein Jahrzehnt lang wurde geklaut, gerungen und verteufelt, dann war klar: Die alte Musikwelt ist nicht zu retten. Streaming wird als bequem legales Medium der Verteilung die meisten Tonträger ablösen, mit Ausnahme vielleicht einiger Nischenmärkte. Die Konsequenzen, auch für lokale Künstler, waren immens, schließlich brach damit eines der zentralen Elemente des Broterwerbs weg. Auswege waren die Konzentration auf Verlagsarbeit und Lizenzen – nicht jedermanns Sache. Die Orientierung an neuen Vertriebswegen und Medien von Instagram bis Blogs und Influencer – eher eine Option der ganz Jungen. Viele entschieden sich für Version drei, das Livegeschäft, am besten in Verbindung mit der Pflege einer Community. Seit ein paar Jahren wird wieder gespielt, gespielt, gespielt, auf sehr hohem Niveau und in enger Frequenz. Bands pflegen bewusst ihre Fankreise, von der Jazzrausch Bigband und ihrem Kreis über mehrere andere Orchester von Monika Roscher oder Verworner Krause bis hin zu Panzerballett oder den Friends of Gas. Clubs konnten sich etablieren, vom Bahnwärter Thiel bis zur Milla, oder festigen, wie etwa die Unterfahrt. Das Publikum ließ sich erziehen und erfreut sich am Trend des Authentischen. Ein Effekt der Zehnerjahre, eindeutig. || **rd**

Podcasts

In einer Zeit, in der kaum jemand genügend Muße für die gute alte Zeitungslektüre aufzubringen schien, gewann ein unerwartetes Medium sowohl an der heiß umkämpften Newsfront als auch in der Kulturerichterstattung zunehmend an Bedeutung. Das gesprochene Wort, das einmal seinen festen Platz im Radio auf angestammten UKW-Frequenzen hatte, wirkt seit diesem Jahrzehnt völlig befreit in einer schier unendlichen Anzahl an Podcast-Formaten, die keine zeitliche Eingrenzung durch Formatvorgaben erfahren. Denn in den vergangenen Jahren durfte es gerne in die inhaltliche Tiefe und vor allem in die Länge gehen. Egal, ob vor Millionenpublikum wie beim berühmten New-York-Times-Podcast »The Daily« oder in Nischenformaten für Wissenschaftsfans, Musikliebhaber, Haustierfreunde, Science-Fiction-Jünger und andere Nerds. So langsam zeigt sich das auch in deutschen Audioformaten. Ein Geheimtipp von unserer Seite: der ganz wunderbare Theater-Podcast »Verriss & Vorurteil«. || **cs**



DEKADENWECHSEL

Ein neues Jahrzehnt beginnt – wir blicken kritisch zurück. Einige Phänomene der Zehnerjahre haben unsere Redaktion besonders beschäftigt. Manche werden auch die neue Dekade prägen. Welche sind zukunftstauglich?

2011131456789

Alternativlos?

Auf fast jede Massenbewegung, jeden Trend gibt es die Reaktion einer Gegenbewegung. Auf die geschönten Selfies und optimierten Körper-Bilder in den sozialen Medien (und den damit gesteigerten Attraktivitäts-Wettbewerb und psychosozialen Druck) antworten die immer zahlreicher werdenden Follower der Body-Positivity-Bewegung: mit demonstrativer Ausstellung nicht perfekter Körperlichkeit. Aber der Kampf um die Definitionshoheit – »Jeder Mensch ist schön« – bleibt, was das Ziel (Schönheit) und die Mittel (Schminke, Posen, Sexualisierung) anlangt, Idealisierungen verhaftet. Wenn Wahrnehmung relativ und vor allem selektiv ist, wie ändert man aber dann den Umgang mit der Realität? Beispiel: Man kann auf Massenkonsum und Nahrungsmittelindustrie persönlich mit dem Kauf von echten Bio-, lokalen und Fairtrade-Produkten antworten. Wie freilich können Alternativen zum globalen Kapitalismus entstehen, die über die Nische moralisch und ästhetisch kuratierter Einkaufserlebnisse hinausgehen? Das war und bleibt eine Frage. || **tb**

Autofiktion

Der Ich-Erzähler in der Literatur hatte in der hinter uns liegenden Dekade Konjunktur. Gerade die Vermischung von autobiografischem Schreiben und Fiktion erfreute sich bei Lesenden großer Beliebtheit. Karl Ove Knausgård, Rachel Cusk, Sheila Heiti, Ocean Vuong, Ben Lerner, Édouard Louis oder Olivia Laing heißen die Vertreterinnen und Vertreter einer ausgesprochen egozentrierten Textgattung, deren Authentizität von Verlagen gerne hervorgehoben wird. Tatsächlich tritt die klassische erzählende Literatur mit ihrer maßgeblichen Form, dem Roman, heute in ein Konkurrenzverhältnis mit Fernsehserien und narrativen Podcastformaten in einer Fülle, wie es sie zuvor nicht gab. Netflix & Co haben dabei zwar Unterhaltungswert, an das Allermenschlichste rühren diese Einwegformate nur selten. Ein ganz anderes Näheverhältnis zu Leserinnen und Lesern pflegen dagegen die Werke der oben Genannten. || **cs**

Kids und Klimawandel

Wissenstransfer findet ja normalerweise von Alt zu Jung statt. Nicht so beim Thema Klimawandel. Hier bringen die Spätgeborenen den Vorgängergenerationen in schöner Regelmäßigkeit etwas bei. Gewöhnt haben sich an den Kulturwandel beileibe nicht alle. Greta-Hass ist in Deutschland ein neuer beliebter (Männer-)Volksport. Was wohl weniger mit der wissenschaftlichen Faktenlage zu tun hat als mit dem drohenden Bedeutungsverlust der eigenen gesellschaftlichen Kohorte. Mit ihm geraten auch die kulturellen Deutungsmuster ins Wanken. Die ewigen Mantras »uns wird schon was einfallen« oder »der technologische Fortschritt wird's richten« weichen einem neuen brutalen Realismus, der die Fridays-for-Future-Kids auch von früheren Protestgenerationen unterscheidet. Nicht um Utopien und andere Himmelreiche auf Erden geht es ihnen, sondern um das pragmatisch nachvollziehbare Anliegen des Fortbestands der Zivilisation. Ob ein solcher realistische Aussichten hat, werden wohl die Zwanziger zeigen. || **cs**

Immersion

Vielleicht erinnern sich manche an David Cronenbergs Film »eXistenZ«. Hier gab es Spielkonsolen, die mit dem Nervensystem verbunden werden konnten. Im Verlauf der Handlung wurde es immer unklarer, wo Spiel aufhört und Leben beginnt. So weit ist es noch nicht, dafür kann man mit dem Smartphone in der realen Welt Pokémon jagen. Daneben wird Virtual Reality ein immer größeres Feld. Spiel und Wirklichkeit verschmelzen also doch immer weiter. Digitale Dystopien aufzubauen, wäre jetzt voreilig. Aber vielleicht wird die Bedeutung des Spiels sich verändern. War es doch bisher eine Pause von der Realität, könnte es bald wirklich zur erweiterten Realität werden. || **mp**

#blacklivesmatter

2012 erschoss der Nachbarschaftswachmann George Zimmerman in Florida den 17-jährigen Afroamerikaner Trayvon Martin – der Schüler war unbewaffnet. Zimmermann wurde 2013 in seinem Mordprozess freigesprochen und amerikaweit entbrannte eine Diskussion über die (Un)Voreingenommenheit der Behörden. Unter dem Hashtag #blacklivesmatter, »schwarze Leben zählen«, formierte sich eine neue Bürgerrechtsbewegung, die sich gegen den institutionellen Rassismus in den USA richtet. Besonders das Racial Profiling, dem Afroamerikaner tagtäglich ausgesetzt sind, steht zur Debatte. Die Bewegung rückte die Häufung von Polizeigewalt gegen Schwarze und die Kriminalisierung einer ganzen Bevölkerungsgruppe ins Zentrum. Ein erstes Bewusstsein ist geschaffen, doch ein radikales Umdenken in der Gesellschaft ist noch nicht in Sicht – Ende 2019 verklagte George Zimmerman Trayvon Martins Familie auf Schadenersatz. Gerade Filmemacher reflektieren diese Situation: Ryan Cooglers »Fruitvale Station« (2013) und George Tillmans »The Hate U Give« sind wichtige Marken, aktuell kommt »Queen & Slim« in die Kinos. || **sg**

Superhelden

Bei allen Turbulenzen, die die Kinobranche im hinter uns liegenden Jahrzehnt erfahren hat, ist eine verlässliche Konstante der Superheldenfilm als Publikumsgarant. Zwar wurden die filmischen Grundlagen aktuell erfolgreicher Comicreihen oft schon in den Jahren zuvor gelegt. Ihre große Blüte in Form der »Avengers«, »Guardians of the Galaxy«, »Wonder Woman«, »Black Panther« oder »Captain Marvel« erfahren sie aber erst seit den Zehnern. Längst setzt sich der Trend auch auf den Streamingplattformen fort. Von einer »superhero fatigue«, einer Superhelden-Müdigkeit ist zwar unter Filmkritikern schon seit Längerem die Rede, nur die Zuschauer wollen von derartigen Erschöpfungserscheinungen noch nichts wissen. Beinahe drei Milliarden US-Dollar spielte »Endgame«, der finale Ableger der »Avengers«-Reihe weltweit ein. Auch der Superschurke »Joker« braucht sich hinter solchen Zahlen nicht zu verstecken. Sein Erfolg speist sich auch aus der Verquickung klassischer Comic-Inhalte mit Arthouse-Einflüssen. Eine überfällige Frischzellenkur für das muskelstrotzende Genre. || **cs**

Der Influencer

Wie lange dauert es gewöhnlich, bis eine neue Berufsgruppe anerkannt wird? Beim Influencer ist der Weg zur Akzeptanz immer noch holprig. Das ist auch verständlich, da diese Bezeichnung in erster Linie für Menschen gebraucht wird, die nichts bieten außer sich selbst. Und wie das aussieht, kann, wenn man selbst über zwanzig ist, schon leicht verstörend sein. Aber auch wenn uns dieses Phänomen schon ein paar Jahre begleitet, wir stehen erst am Anfang. Es kann also in Sachen Qualität noch viel passieren. Der Film wurde auch von der Jahrmarktsattraktion zur Kunstform. || **mp**

Scrollen statt Blättern

Auch wenn es einige sicher nicht glauben wollen, Scrollen und Wischen unterscheiden sich nicht grundlegend vom Umblättern einer Papierseite. Es geht immer noch um das Lesen von Texten – wenn man es richtig macht. Die endlose News-Schlange, die im Facebook-Feed abgearbeitet werden will, verführt gern zum Analysieren von Überschriften. Im Grunde ist es nicht schlecht, wenn man die zehnmünütige U-Bahnfahrt zum Sammeln von Informationen nutzen kann. Wirklich informiert ist man von der Stichwörter-Aufnahme in der Regel nicht. Trotz aller technischer Neuerungen bleibt eines auch für das nächste Jahrzehnt gleich: Für komplexe Themen braucht es Zeit – Papier oder Bildschirm ist da ein nebensächlicher Aspekt. || **mp**

Unvergängliche Schönheit

Kosmetische Optimierung gibt es seit Kleopatras Zeiten. Auch konnte man sich dem Ideal und Idol, Jackie Kennedy zum Beispiel, so weit annähern, dass man beim Friseur in den bunten Blättern sich nicht nur hineinträumte, sondern auch die entsprechende Frisur machen ließ. Oder, doch, ein schöneres Bild von sich selbst schaffen, das man beim Schönheitschirurgen bestellte. Prominente nutzten stets den gefälligen Pinsel des Porträtmalers oder, im Fotozeitalter, des Bildretuscheurs. Doch durch die Bilderkultur der sozialen Medien ist die eigene, möglichst ästhetische Selbstdarstellung und, immer selbstverständlicher, Bildbearbeitung in ein unendliches Archiv unvergänglicher Schönheit eingerückt, das eine und einen nicht so einfach weiterleben lässt. Ständige Arbeit am Bild ist gefragt, die Optimierung des schwachen Körpers und ungefälligen Antlitzes kommt da ohnehin nicht hinterher – die altern unablässig. Oder doch nicht? Den gefälschten Bildern wird mittlerweile das Fleisch anverwandelt, indem man das Nervengift Botox minimalinvasiv und regelmäßig in die Gesichtsmuskeln spritzt. Bitte nicht lachen! Wir bleiben immer jünger. || **tb**

Kulturk(r)ampf

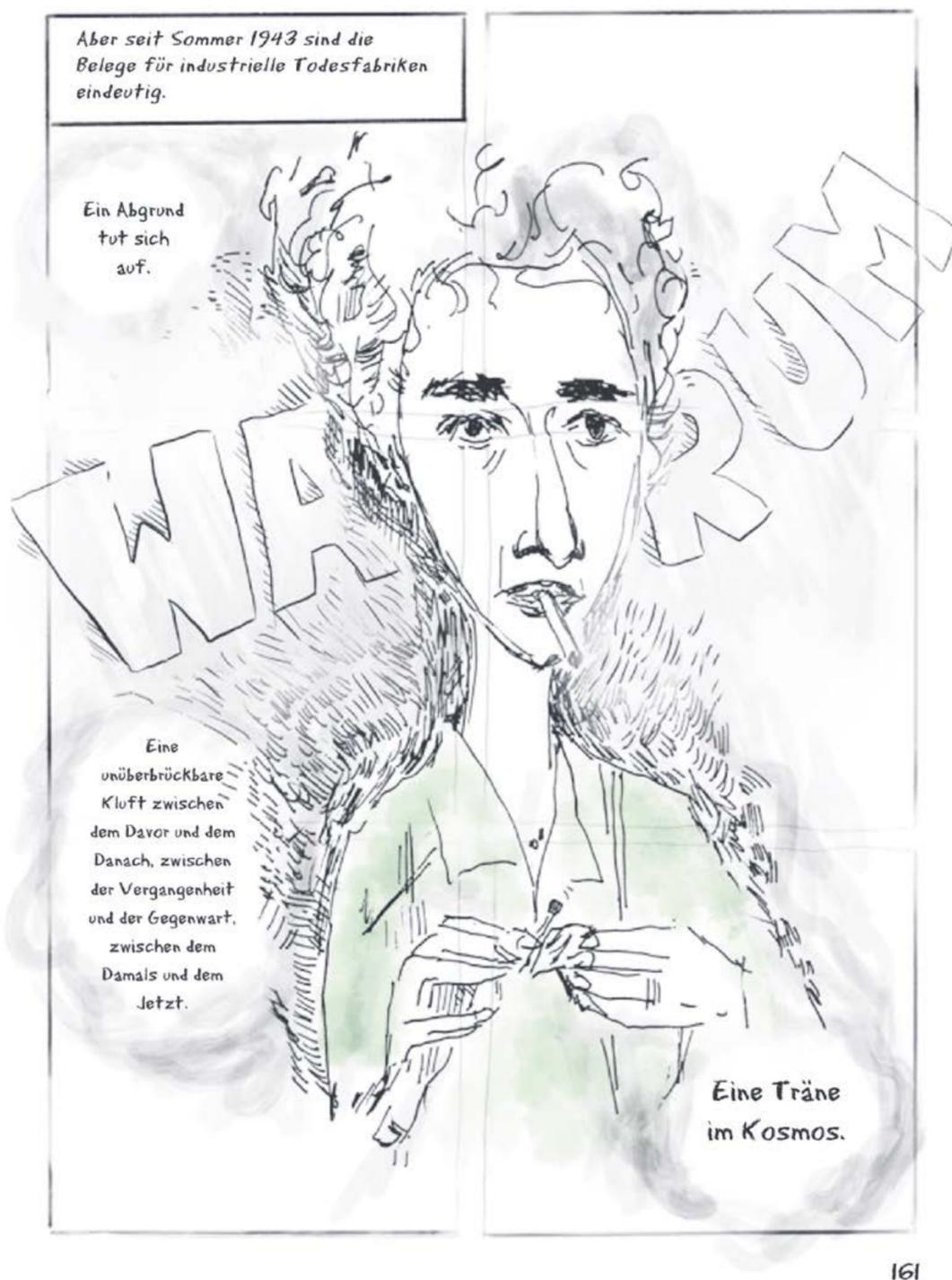
Man nimmt die Argumente, die einem passen und haut sie dem anderen um die Ohren. So sollte eine Diskussion nicht aussehen, aber gern ist das der Fall. Sicher gab es diese Guerillamethode schon immer. Aber sich in seinen Gedankenhorizont zurückzuziehen, ist heute einfacher denn je. Man lässt sich von Facebook und Twitter das anzeigen, was einem gefällt, der Rest existiert nicht oder ist verkehrt. Die gefährliche Mischung aus Emotion, Halbwissen und gefühlter Wahrheit ist jedoch nicht nur ein Internetphänomen, sondern eines, das die Diskurskultur allgemein gefährdet. Und hier liegt eines der dringlichsten Probleme der nahen Zukunft. || **mp**

YouTube gibt den Ton an

Katzen, lustige Unfälle und illegal hochgeladene Musik. In seinen Anfangstagen war YouTube eine Plattform für allen möglichen Firlefanz. Katzen und Unfälle (»Fails«) sind immer noch da, die Plattenfirmen laden die Musik inzwischen selbst hoch. Fernsehsender sind genauso vertreten wie der Bundestag. Und mit Namen wie Rezo, Bibi, Unge und Co ist gleich eine ganz eigene Kaste von Prominenten vertreten. Ja, es ist möglich Geld zu verdienen, indem man seine Meinung in die Webcam trompetet. Man kann sein Geld aber auch an YouTube loswerden. Wenn man nämlich keine Lust mehr auf Werbung hat – früher auch undenkbar – kann man sich für 11,99 Euro pro Monat einen Premium Account holen. Es geht also schon lange nicht mehr nur um witzige Clips zum Prokrastinieren, sondern ums Business. Aber man kann dazu stehen, wie man will, am Ende findet man im Videosumpf doch wieder was Tolles. Bei MyVideo oder Cliphish kann man ja nicht mehr reinschauen. || **mp**

SUV

Umweltsäue, die ihre Minderwertigkeitskomplexe mit einem Straßenpanzer therapieren wollen – wahrscheinlich die landläufige Kategorisierung von SUV-Fahrern. Ja, es ist wirklich schwer zu verstehen, warum Leute die Innenstadt mit Schlachtschiffen verstopfen. Aber ist es nicht auch zu einfach, alles bloß auf Rücksichtslosigkeit und Geltungssucht zu reduzieren? Ist der SUV das Kfz-Equivalent zur digitalen Filterblase, die gegen die Außenwelt schützt? Vielleicht steht hinter der Wahl des Autos auch ein Sicherheitsbedürfnis, das nur mit größtmöglichen Mitteln befriedigt werden kann. Das können nur die Besitzer selbst beantworten. Wer allerdings Umweltschutzaufkleber auf seinem Wagen findet, wird wenig Lust haben, Rede und Antwort zu stehen. || **mp**



© Ken Krimstein, dtv Verlagsgesellschaft, 2019 | aus: »Die drei Leben der Hannah Arendt«

Wie Maigret Hannah Arendt das Leben rettete

Ken Krimsteins Graphic Novel über das Leben Hannah Arendts macht Lust aufs Denken.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

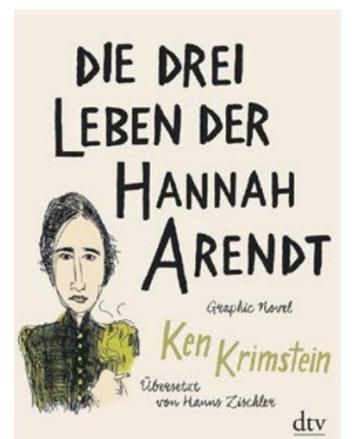
Vom Titel blickt uns eine Figur an, die an eine altmodische Gouvernante denken lässt. Gerader Scheitel, die Haare aus dem Gesicht, hochgeschlossenes, zugeknöpftes Oberteil, strenger Blick – wenn, ja wenn da nicht die Zigarette wäre. Das qualmende Erkennungszeichen der Hannah Arendt, auch wenn mal nur die Hand im Bild ist – mit grüner Manschette. Die Farbe Grün, die Farbe der Hoffnung und Arendts Lieblingsfarbe, taucht immer dann in Ken Krimsteins Graphic Novel auf, wenn die Heldin anwesend ist. Eine Graphic Novel über eine politische Denkerin? Geht das?

In »Die drei Leben der Hannah Arendt« skizziert Krimstein im Sauseschritt das Leben und Denken Hannah Arendts, dessen Fülle tatsächlich für drei gereicht hätte, von der Kindheit in Ostpreußen bis zu ihrem Tod in New York 1975. Mit den wenigen Strichen des Zeitungskarikaturisten, der er auch ist, zeichnet Krimstein die herausragenden Gestalter der kulturellen und politischen Strömungen des 20. Jahrhunderts vor allem in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg – die im Nachhinein zum Weinen reich erscheint an wachen Denkern und aufregenden Ideen. In diesem Umfeld schärft die junge Hannah Arendt ihren unabhängigen Geist. Mit ihrer Klugheit und intellektuellen Arroganz konnte sie einem als Jugendliche sicher auf den Geist gehen (ihre Lehrer fand sie dumm), dafür hatte sie mit 14 Jahren bereits alles von Kant gelesen (und verstanden). Mit dem Antisemiten Heidegger verband die Jüdin Arendt eine fatale Liebesbeziehung. Seiner Suche nach der absoluten Wahrheit hält sie später den Pluralismus als Gegenmittel zum Totalitarismus entgegen.

Diese Suche nach Wahrheit, aber eben keiner totalen, prägt Arendts philosophisches Leben. Im Untertitel des amerikanischen Originals heißt Ken Krimsteins Graphic Novel deswegen auch »A tyranny of truth«. Der Originaltitel »The three escapes of Hannah Arendt« legt den Fokus mehr auf die schicksalhaften Fluchten, das Entkommen aus Nazideutschland, aus dem Lager Gurs und dem Hotel in Marseille. Den Schlüsseltrick, mit dem sie die Verfolger in Marseille narrete, verdankt sie George Simenons Maigret, der sie lehrte, wie die französische Polizei denkt.

Manchmal flächig schraffiert, manchmal verschwommen, als ob der Rauch von Arendts Zigarette das Bild vernebelt, zeichnet Ken Krimstein nicht nur Situationen, sondern auch Überlegungen. Walter Benjamin geistert als ständiger Gedankenbegleiter Arendts durch das Buch, auch nach seinem Freitod an der französischen Grenze, und wenn nur als Wasserfleck an der Decke, der mit Hannah spricht – eine wahrhaft psychedelische Szene. Eine schwebende Hippiehaftigkeit durchzieht auch Arendts Diskurs mit ihrem alten Freund Augustinus. Heidegger und seine Frau Elfriede zeichnet Krimstein dagegen mit stumpfen Konturen.

Krimstein bringt uns mit diesem gleichermaßen vergnüglichen wie traurigen Buch das Denken Hannah Arendts nahe und macht Lust, sich näher damit zu beschäftigen. Mit dem »Denken ohne Geländer«, frei und ohne Sicherheiten, mit dem Verstehenwollen, nicht nur wie, sondern warum etwas geschieht, mit dem Vergeben und Erinnern, also eben nicht Vergessen. Und macht Lust darauf, selber zu denken. ||



KEN KRIMSTEIN: DIE DREI LEBEN DER HANNAH ARENDT Graphic Novel mit einem Nachwort von Ken Krimstein | aus dem amerikanischen Englisch von Hanns Zischler | dtv Literatur, 2019 244 Seiten | 16,90 Euro

Bukarest schwebt

In Mircea Cărtărescus »Solenoid« gerät ein namenloser Ich-Erzähler unter den Einfluss einer mysteriösen Magnetspule. Dabei offenbart sich das Innerste des Helden und zudem eine unbekannte Seite der Welt.

CHRIS SCHINKE

Wie es sich wohl anfühlt, das Leben einer gewöhnlichen Milbe zu führen – unter anderem auf diese Frage erhält man in diesem 900 Seiten langen Roman eine Antwort. Die meisten von uns werden sich diese Frage wohl nie gestellt haben, für den Protagonisten des Romans »Solenoid« ist sie völlig naheliegend. Er wird im Laufe der Erzählung eine Antwort finden sowie mithilfe einer experimentalwissenschaftlichen Methode auch eine Möglichkeit, das Ganze praktisch auszuleben. Aber immer der Reihe nach.

Die Geschichte beginnt mit einem Jedermann. Er ist Rumänischlehrer an einer Bukarester Schule, ein unauffälliger Typ, ein Niemand, könnte man meinen. Hinter der Fassade des »verhinderten Schriftstellers«, wie er sich selbst nennt, verbirgt sich aber ein Charakter, der seine ganz eigene Art gefunden hat, den drögen sozialistischen Alltag im Rumänien Ceaușescus zu bewältigen.

Der Schriftsteller Cărtărescu erzählt von zwei großen Lieben seiner Hauptfigur, die auch als ein spiegelbildlicher fiktiver Zwilling des Autors selbst gelesen werden kann. Zunächst ist da die Obsession zu einem heruntergekommenen windschiefen Haus, das er aus unerfindlichen Gründen zu beziehen gedenkt. Zum anderen ist da seine Lehrerkollegin Irina. Sie stattet ihm bald schon amouröse Besuche in diesem Haus ab, in dessen Keller sich ein Geheimnis verbirgt: Es ist der titelgebende Solenoid, eine Magnetspule, die einmal aktiviert, den Protagonisten und seine Geliebte im Wortsinn in einen Schwebzustand versetzt. Von dieser – ihr Sexualleben bereichernden Technik – machen die beiden fortan reichlich Gebrauch.

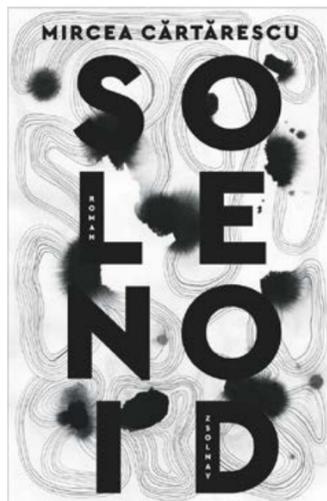
Was in diesem Buch Realität ist und was nicht, ist nicht immer einwandfrei zu bestimmen. Auf der Erzählebene offenbart sich ein schräger Mix aus Kindheitserinnerungen, Tagebuchfragmenten, dunkelster Fantastik und durchaus humorvollen Beobachtungen aus dem Lehrerzimmer des Protagonisten. Bisweilen in gerade noch erträglichem Maß ausufernd, mäandert der Roman durch ein Handlungsgespinnst, dessen Kontrolle der Sprachmagier Cărtărescu wundersamerweise nicht einen Moment verliert. Eine bizarre Welt, vollkommen aus der Fantasie des Autors geschaffen, offenbart sich. Und immer erzählt er auch von der Unbändigkeit des Gedächtnisses. Episoden aus der frühen Kindheit und der Jugend des namenlosen Ich-Erzählers tauchen aus der traumhaften Formlosigkeit auf, darunter auch traumatische Begebenheiten wie die grausame Behandlung auf einem Zahnarztstuhl oder ein missglückter Vortrag bei einem Literaturkreis, nachdem der Namenlose beschließt, fortan nur mehr für sich zu schreiben.

Anknüpfend an seine sprachgewaltige »Orbiter«-Trilogie gleitet Cărtărescu hier virtuos auf den magnetischen Pulsen seiner ominösen Solenoide. Sie bleiben stets im Zentrum der Handlung und tragen auch sie voran, bis zu einem Punkt, an dem man als Leser nicht mehr weiß, ob die Welt des Ich-Erzählers, dieses existenzialistischen Einzelgängers, überhaupt zu retten ist oder ob die Apokalypse kurz bevorsteht.

»Solenoid« fühlt sich an, als träfen Cioran, Kafka, Cronenberg, Borges, Lovecraft, Lem, Tarkowski und Rilke zu einer Party zusammen, bei der alle ein wenig verklemmt herumsitzen, bis einer den anderen verrät, wo der Schnaps versteckt ist. Dass dabei am Ende von Mircea Cărtărescus Roman sogar die Möglichkeit eines Happy Ends aufscheint, ist literarisch betrachtet ein Wunder für sich. ||

MIRCEA CĂRTĂRESCU: SOLENOID

Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner | Zsolnay, 2019
912 Seiten | 36 Euro



Szenen einer Ehe

Der Briefwechsel des Ehepaars Fontane beleuchtet Höhen und Tiefen einer Ehe und wirft ein neues Licht auf Emilie Fontane.

FLORIAN WELLE

Die Worte, die Theodor Fontane im August 1876 an seine Frau Emilie richtet, charakterisieren die (Brief-)Beziehung der beiden Eheleute trefflich. »Ich erwarte Dich mit alter Liebe, die ich immer für Dich in meinem Herzen habe, auch wenn ich Dir die bittersten Dinge sage, Dinge, die ich leider auch heute nicht zurücknehmen kann. Denn die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, die mit der Gutheißung dessen, was der andre thut, in keinem notwendigen Zusammenhange steht.«

Das klingt gleichermaßen herzlich wie schroff und belehrend – ein Ton, der sich durchzieht durch die insgesamt 570 überlieferten Briefe, die der gelehrte Apotheker im Laufe der fast ein halbes Jahrhundert währenden Ehe an seine Frau schrieb. Nahezu unverschämte klingt, was er fast genau 20 Jahre zuvor von Emilie erbittet, die da gerade zum fünften Mal schwanger ist. »Ich wünsche recht sehr, daß Du ein gesundes Kind zur Welt bringst«, schreibt er im Juli 1856 und setzt hinzu: »das Geschlecht ist vorläufig gleichgültig und alles wird dankbar acceptirt. Nur keine allzu elenden Würmerchen; es ist eine Art Ehrensache; also nimm Dich zusammen und thu das Deine. Man schreibt mir sonst auf den Grabstein: seine Balladen waren strammer als seine Kinder.« Ob die Tatsache, dass das Ehepaar zuvor drei Söhne nach der Geburt verloren hatte, Fontanes anmaßenden Wunsch besser macht, sei dahingestellt. Verständlicher vielleicht. Bis dahin hatte nur der Erstgeborene George überlebt.

»Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Eine Ehe in Briefen« hat der Fontane-Kenner Gotthard Erler seine 2018 erschienene Zusammenstellung der Ehekorrespondenz betitelt. Diese umfasst in der »Großen Brandenburger Ausgabe« drei Bände, die 1998 erschienen sind. Neben den Briefen des Vielschreibers Fontane sind dort noch 180 von Emilie zu finden. Daraus hat Erler jenes handliche Buch erstellt, in dem 32 Briefe Emilies 91 ihres Gatten gegenüberstehen. Das Ergebnis ist eine Art Best-of Szenen einer Ehe.

RBB Kultur und dem Schweizer Hörkultur Verlag ist es zu verdanken, dass das von Erler herausgegebene Buch am Ende des Fontane-Jahres als hörenswerte Lesung mit Jennifer Antoni in der Rolle Emilies und Max von Pufendorf als Fontane erschienen ist. Ebenso wie die Vorlage ist auch das Hörbuch chronologisch geordnet. In zehn Kapiteln mit Überschriften wie »Familienzusammenführung und vergleichsweise friedliche Tage in Camden Town« oder »Ein Jahr und zwei Katastrophen: Ehekrach und Kriegerfahrung (1870)« kann man bis zum Tod Fontanes 1898 eine Ehe mit all ihren Höhen und Tiefen erleben, die am Ende aber alles ausgehalten hat, vielleicht oder gerade wegen der Ehrlichkeit, mit der sich beide begegneten: die finanziellen Engpässe; Fontanes Abwesenheiten; sein Freiheitsbedürfnis; Krankheiten und Todesfälle.

Die Edition des Briefverkehrs revidierte die vorherrschende Meinung über Emilie als, salopp gesagt, kränkelnde Meckerziege gehörig. Das Gegenteil ist der Fall: Sie ist geduldig und tapfer, klug und witzig. »Schreibe bald wieder an Deine alte Frau«, fordert sie ihren »Herzensmann« einmal auf. Da ist sie 38 Jahre alt. Zudem hält sie den »Romanschriftstellerladen« ihres Mannes am Laufen, schreibt alle Manuskripte ab. Und ist dabei seine erste Kritikerin. Über den frühen Gesellschaftsroman »Graf Petöfy« urteilt sie am 14. Juni 1883 streng: »Die Exposition fehlt mir. Franziska und Egon können doch nicht gleich in Liebe verfallen. Er wirkt außerdem schemenhaft ...«. Jennifer Antoni spricht Emilie daher auch ganz richtig: nämlich ruhig, fest, selbstbewusst. Max von Pufendorf verleiht dem jungen Fontane etwas Helles, im Alter etwas Gefasstes. Vor jedem Kapitel gibt es eine Einleitung, die die folgenden Briefe einordnet. Thomas Thieme liest diese Expositionen – ein herrlich knorriger Erzähler. ||

EMILIE & THEODOR FONTANE: DIE ZUNEIGUNG IST ETWAS RÄTSELVOLLES. EINE EHE IN BRIEFEN

Ungekürzte Lesung von Thomas Thieme, Jennifer Antoni und Max von Pufendorf | 7 CDs, ca. 522 Minuten | Hörkultur Verlag, Kallbrunn 2019, 18 Euro.





Februartag

Wenn mit den ersten Strahlen siegreich ein
Der Tag nun wieder rückt ins Reich der Erde,
So sieht er trauernd sich noch ganz allein,
Und zögert, ob er weiter dringen werde.

Er streut sein Gold nur spärlich auf die Flächen,
Dem dürren Strauch, den zugefrorenen Bächen,
Die noch der Schnee, der weiße Nebel deckt,
Und flieht noch, von der düstern Nacht erschreckt.

Schon will er wieder ganz sich von ihr wenden,
Da schluchzt das Amsellied durchs dunkle Thal,
Und froh, nun einen Hoffnungsstrahl zu senden,
Sinkt still hinab der letzte Sonnenstrahl.

Hermann Lingg



Die Paul-Heyse-Straße in München wurde 1905 dem Dichter zu Ehren benannt, schon zu Lebzeiten und noch vor dem Erhalt des Nobelpreises. 1906 dann die Parallelstraße zum Gedächtnis an Hermann Lingg, der 1905 verstorben und auf dem Nördlichen Friedhof bestattet war. Auch Lingg – vor 200 Jahren am 22. Januar in Lindau geboren – war einst berühmt: als Autor zahlreicher Dramen und Novellen und des Verses »Die Völkerwanderung«, denn besonders geschätzt wurde er wegen seiner Gedichte zu historischen Stoffen.

Nach dem Abitur in Kempten studierte Lingg in München Medizin, promovierte und wurde Arzt in der Bayerischen Armee. 1848 wurde sein Bataillon zur Niederschlagung revolutionärer Aufstände in Baden eingesetzt – was ihn in eine tiefe Krise stürzte: Zusammenbruch, Depression, Verfolgungswahn und Flucht in die Wälder. Nach Einweisung ins Militärspital sowie in eine Heilanstalt und nachdem Verwandte ihn wegen Heiratsplänen mit einer Försterstochter entmündigen lassen wollten, wurde 1853 zu seinem Schicksalsjahr: Er wurde pensioniert, zog nach München und der populäre und wirkmächtige Lyriker Emanuel Geibel brachte bei Cotta Linggs ersten Gedichtband heraus. König Max II. gewährte ihm ein Jahresgehalt. 1874 wurde er mit dem Bayerischen Maximiliansorden ausgezeichnet, 1890 als Verdienstordensträger der Krone zum Ritter geadelt sowie Ehrenbürger von München und Lindau. Linggs »Das Krokodil zu Singapur« gab dem Dichterkreis »Die Krokodile« den Namen, den »Eidechs« Heyse, »Urkokodil« Geibel, »Gnu« Felix Dahn und »Teichkrokodil« Lingg 1856 im Kaffeehaus Zur Stadt München gründeten. || tb

HERMANN LINGG: SCHLUSSTEINE. NEUE GEDICHTE
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1878, S. 25

Anzeige

HOFSPIELHAUS

Mein Theater im Herzen von München

HIGHLIGHTS 2020

AB 09. JANUAR

MONACO & FRÄNZ

KABARETT MIT ANDRÉ HARTMANN

AB 17. JANUAR

SCHÖN IST DIE WELT

OPERETTE VON FRANZ LEHÁR

AB 23. JANUAR MOMO

EIN FAMILIENTHEATERSTÜCK NACH MICHAEL ENDE

AB 12. FEBRUAR

CHRIS KOLONKO

SO WIE JETZT

AB 15. FEBRUAR

DER KLEINE PRINZ

FALKENTURMSTR. 8 • 80331 MÜNCHEN • 089/24 20 93 33 • INFO@HOFSPIELHAUS.DE

WWW.HOFSPIELHAUS.DE



Das konstruierte Geschlecht

Normative Zuordnungen haben Virginia Woolf nie interessiert. Ihr Roman »Orlando« war Vorreiter, nicht nur für Tilda Swintons Ausstellung im Literaturhaus.

CHRISTIANE PFAU

Wie viele Frauen seufzten in den letzten 2000 Jahren: Im nächsten Leben werde ich ein Mann! Die Gründe kennt jeder, egal welchen Geschlechts. Dass Frauen in Männerkleider schlüpfen und umgekehrt, gehört zur Menschheitsgeschichte. Man könnte annehmen, dass man sich nach all der Zeit, die der Mensch auf zwei Beinen herumläuft, an den Switch zwischen den Geschlechtern, auch in einer Person, gewöhnt hätte. Die normative Zuschreibung, was und wer männlich oder weiblich ist, führt immer wieder in die Irre. Wer könnte von sich selbst behaupten, keine Anteile des jeweils anderen Geschlechts zu verspüren? Die Vernunft sagt: kein Problem. Die unmittelbaren Reaktionen auf verwischte Grenzen sind jedoch oft irrationales Unbehagen, Faszination, Befremden, was bis heute immer wieder zu Diskriminierung, Mord und Totschlag führt. Vielleicht ist es deshalb wichtig, sich dem Pathos dieser Ausstellung zu stellen? Die Schau beginnt, wie es sich für ein Literaturhaus gehört, bei Virginia Woolfs Roman. Sie schrieb ihn 1928 – gerade frisch entflammt für Vita Sackville-West – und erzählt die Geschichte eines jungen Adligen, der mehrere Jahrhunderte lang als Mann lebt, kaum altert und eines Morgens als Frau erwacht. Die Geschichte beginnt zur Zeit Elisabeths I. und endet in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts. »Der Geschlechterwandel veränderte zwar beider Zukunft, doch er hatte keinerlei Auswirkungen auf ihre Identität«, sagte Virginia Woolf über Orlando.

Tilda Swinton, auch sie eine Figur, die sich eindimensionaler Zuordnung entzieht, spielte 1992 in Sally Potters Filmadaption die Rolle des Orlando. Für die New Yorker Aperture Foundation kuratierte sie eine von dem Roman inspirierte Ausstellung mit Fotografien von Zackary Drucker, Lynn Hershman Leeson, Paul Mpagi Sepuya, Jamal Nxedlana, Elle Pérez, Walter Pfeiffer, Sally Potter, Vivianne Sassen, Collier Schorr, Mickalene Thomas und Carmen Winant. In München wurde die Ausstellung um Einblicke in die Entstehungsgeschichte dieses »längsten und charmantesten Liebesbriefs aller Zeiten« (Woolf) und dokumentarisches Material aus dem Leben von Virginia Woolf und ihrer Geliebten Vita Sackville-West ergänzt. Doch die Schau ist seltsam unbefriedigend: Der Prolog zum literarischen Hintergrund kommt allzu pflichtbewusst daher. Dass Sally Potters Film in einer Ecke der Ausstellung auf einem sehr kleinen Bildschirm läuft, ist grundsätzlich nicht verkehrt, aber wer ihn wirklich sehen will, tut das in Ruhe zu Hause. Die



Die Performance- und Multimediapionierin Lynn Hershman Leeson überkreuzte in ihrer Werkserie »Hero Sandwich« die Negative von Prominenten-Porträts, hier Gena Rowlands und Humphrey Bogart – Lynn Hershman Leeson: »Rowlands/Bogart« | 1982 | handpainted collage
© Courtesy the artist and Bridget Donahue, New York

Fotografien sind sicher alle gesellschaftlich relevant. Ob sie große Kunst sind? Wahrscheinlich nicht so wichtig. Man betrachtet die Bilder, sinniert über die manchmal bizarren Schicksale der Künstler und ihrer Protagonisten, staunt über die Selbstinszenierungswut und überlegt, wie man selbst damit umgehen würde, hätte man das Gefühl, im falschen Körper zu wohnen oder sich nicht auf ein Geschlecht festlegen zu können oder zu wollen. Und man fragt sich, wann Ausstellungen wie diese überflüssig werden, weil die echte, wahre Freiheit von Zuschreibungen zur Norm geworden ist. ||

ORLANDO. INSPIRIERT VON VIRGINIA WOOLF

Fotoausstellung, kuratiert von Tilda Swinton | Literaturhaus Salvatorplatz 1 | bis 12. Januar 2020 | Mo bis Fr 10–19 Uhr Sa, So, feiertags 10–18 Uhr | www.literaturhaus-muenchen.de
9.1., 20 Uhr, Saal: Szenische Lesung mit Corinna Harfouch und Oscar Olivo | 12.1., 19 Uhr: »Undone« – interaktive Führung mit den Kammerqueers der Münchner Kammerspiele

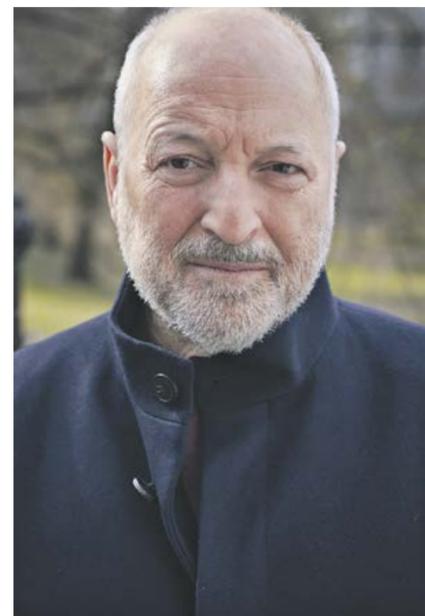
Der eigene Blick auf die Dinge

TINA RAUSCH

Die Liebe begegne einem nur einmal im Leben, sagt der Vater zum zwölfjährigen Paul bei einer Nachtwanderung über eine italienische Ferieninsel. Nie mehr würde sie so spontan und impulsiv sein. Zehn Jahre später besucht der Sohn ebendiese Insel, auf der ihn die erste Liebe mit voller Wucht traf. Er erinnert sich an seine Gefühle, das aufflammende, unerwiderte Begehren nach Giovanni, einem jungen Schreiner, der mit Pauls Familie enger verbunden war, als es sich das ahnungslose Kind ausmalen konnte. Doch damit fängt die Suche erst an: Auf kein Geschlecht festgelegt, ist Paul über die Jahre stets bereit, für die Verheißung auf Liebe, Glück und Intimität (fast) alles aufs Spiel zu setzen. In weiteren vier, lose miteinander verwobenen Episoden folgt André Aciman den wechselvollen Leidenschaften seines in New York lebenden Protagonisten. Wie viel dabei vom eigenen Blick auf die Dinge abhängt, zeigt er in diesem so intensiven wie sinnlichen Roman durch winzige Verschiebungen – und ein und derselbe Moment gewinnt eine ganz neue Bedeutung. ||

ANDRÉ ACIMAN: FÜNF LIEBEN LANG

Aus dem Amerikanischen von Christiane Buchner mit Matthias Teiting | dtv, 2019 | 352 Seiten | 22 Euro



André Aciman
© Sigrid Estrada



Erika Mann, Mitte der 60er Jahre | Foto: Mondo Annoni Quelle: Münchner Stadtbibliothek/Monacensia

Das unruhige Leben der Erika Mann

Die Monacensia zeigt noch bis Juni eine Ausstellung über Erika Mann, die den Weg ans Isarhochufer lohnt.

FRANZ ADAM

Sie war Thomas Manns »kühnes, herrliches Kind«, als das er, auf einen Sohn hoffend, seine 1905 geborene älteste Tochter begrüßte, damals noch stolz Wagners Wotan aus der »Walküre« zitierend. Die Monacensia zeigt in einer sehenswerten Sonderausstellung die Lebensstationen der multipel begabten Schauspieler, Kabarettistin, Journalistin und Schriftstellerin, begünstigt durch den Umstand, dass ihr Nachlass an Ort und Stelle verwahrt liegt.

Erika Mann wuchs im Umkreis berühmter Namen in Bogenhausen auf, symbiotisch mit ihrem ein Jahr jüngeren Bruder Klaus, ungebärdig bald im revolutionären Nachkriegs-München; die Mann-Kinder waren Mitglieder der berühmtesten »Herzogparkbande«. Die junge Erwachsene verkörpert das Bild der modernen Frau, nimmt an Autorennen teil; mit Bruder Klaus reist sie um die Welt und schreibt darüber (»Rundherum«, 1929), hat Engagements als Schauspielerin, verfasst Kinderbücher.

Zur Kämpferin für Freiheit und Demokratie wurde sie durchaus unfreiwillig. Dass sich ihre persönliche Geschichte vor allem mit Politik befassen würde, »obwohl die Politik keinesfalls mein Hauptinteresse ist«, wie sie 1943 schrieb, empfand sie als »etwas paradox«. Als SA-Männer 1932 einen Vortragsabend internationaler Pazifistinnen in München störten,

war sie Referentin und Augenzeugin. Ein Erlebnis, das sie prägen sollte – wie auch die Kündigung ihres Engagements durch das Bergwaldtheater in Weißenburg, auf Betreiben des nationalsozialistischen »Kampfbunds für deutsche Kultur«. So marginal diese Episode erscheinen mag – heute wirkt sie schlechterdings gespenstisch, verweist doch die Sprache der gezeigten Dokumente erschreckend auf eine Gegenwart, in der kulturpolitische Einflussnahme durch Vertreter des »gesunden Volksempfindens« wieder an der Tagesordnung ist; die strategischen Muster sind dabei exakt dieselben.

Mit dem Kabarett »Pfeffermühle« versuchte Erika Mann vergeblich, dem NS-Triumph 1933 die Stirn zu bieten, wie später als Emigrantin, etwa mit dem »Aufruf zum Boykott deutscher Waren«, 1937 im New Yorker Madison Square Garden. Doch die erhoffte Einbürgerung in die Vereinigten Staaten, in deren Armee sie als Kriegskorrespondentin diente, sollte am Ende misslingen.

Klug eingebundene Video- und Audiostationen ergänzen die Präsentation. Die zahlreichen Hörbeispiele erfordern Zeit, die man sich aber unbedingt nehmen sollte. Zum Beispiel für das »Pfeffermühlen«-Paradestück »Der Prinz von Lügenland« oder für das zeitgeschichtlich aufschlussreiche Interview, das Golo Mann (der anonym bleibt) mit seiner großen Schwester

am 9. Dezember 1945 über den Nürnberger Prozess führte. Erika Mann hatte als Berichterstatterin Zutritt, referiert so ausführlich wie sachlich und lässt keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Gerichtsverfahrens aufkommen – einer verstockten deutschen Hörschaft zur Lehr'.

Ihr parodistisches Talent hatte sie nach dem Krieg nicht verloren. Bemerkenswert bissig und frisch, geradezu Gerhard Polt vorwegnehmend, platzt die Rundfunknummer »Das Wort im Gebirge« zu Thomas Manns 80. Geburtstag in den heraufziehenden Kalten Krieg der Adenauerzeit: »Jetzt, wo es drauf ankommt, den Russen auszurotten, steht er do und sagt: I mog nimmer.« Nach dem Suizid des Bruders Klaus 1949, dem gescheiterten Versuch, in den USA der Ära MacCarthy Fuß zu fassen, und dem Tod des Übertaters 1955 kümmert sie sich um dessen Nachlass und engagiert sich gegen atomares Wettrennen und Vietnamkrieg. »Für Erwachsene zu schreiben, ist mir längst zu blöd«, gesteht sie resigniert – und widmet sich mit der »Zugvögel«-Serie in den 50er Jahren erneut der Jugendliteratur. Im Münchner Schneider-Verlag (»Kinder lieben Schneider-Bücher«) erscheint 1956 »Die Zugvögel singen in Paris und Rom«. Das Dunhill-Feuerzeug mit den Initialen E. M. zeugt am Ende des Rundgangs als unscheinbares Memento mori von der passionierten Raucherin. Erika Mann starb 1969 in Zürich, 63-jährig.

Was die Ausstellung an Dokumenten und Exponaten von verschiedenen Leihgebern zusammengetragen hat, ist beachtlich. Die Teile fügen sich zu einem faszinierenden Bild einer Persönlichkeit, die ihre Unabhängigkeit gegen widrigste Umstände zu wahren versuchte, die anfangs ein privilegiertes Leben genoss und sich nicht scheute, bald ein Leben gegen die Zeit zu führen. Auf dieser Zeitzeugin und ihrem öffentlichen Wirken liegt eindeutig der Hauptakzent; intim Biografisches bleibt weitgehend ausgespart – so etwa die Ehen mit Gustaf Gründgens und W. H. Auden oder ihre prekäre Beziehung zur Schauspielerkollegin Therese Giehse. Wer den Blick durchs Schlüsselloch sucht, wird ihn hier vermissen. Der Ausstellung schadet das nicht, im Gegenteil. Dringend zu wünschen wäre aber ein Katalog, der die Mühe der Kuratorin und Erika-Mann-Biografin Irmela von der Lühe sowie aller Mitwirkenden belohnt und die Fülle des Gezeigten angemessen dokumentiert, bevor es sich nach der anschließenden Station in Frankfurt wieder in alle Winde zerstreut. ||

ERIKA MANN. KABARETTISTIN – KRIEGSREPORTERIN – POLITISCHE REDNERIN.

Eine Ausstellung der **Monacensia** im Hildebrandhaus
bis 30. Juni 2020 | Eintritt frei | Mo bis Mi, Fr 9.30–17.30 Uhr,
Do 12–19 Uhr, Sa/So 11–18 Uhr, 6.1.2020 geschlossen | Informa-
tionen unter: www.muenchner-stadtbibliothek.de/monacensia
Social Web: #ErikaMann

Anzeige

**GÄRTNER
PLATZ
THEATER**

**LA
DONNA
È MOBILE**

RIGOLETTO
Oper von Giuseppe Verdi

AB 30.1.2020

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

Perspektivierung

Charlotte Wiedemann rückt in ihrem Buch »Der lange Abschied von der weißen Dominanz« die Perspektiven zurecht und zeigt, wie verblüffend blind Weiße den eigenen Privilegien gegenüber sind.

SOFIA GLASL

Weißer müssen sich selten Gedanken über ihre Hautfarbe machen, denn sie ist für ihren Alltag nicht relevant. Sie müssen sich nicht überlegen, was andere wegen ihrer Hautfarbe über sie denken und von ihnen erwarten, müssen keine Vorurteile miteinkalkulieren und Strategien entwickeln, um diese zu umschiffen. Für People of Color, also alle nicht weißen Menschen, ist diese doppelte Perspektive hingegen überlebenswichtig.

Um das Eröffnen und Zurechtrücken von Perspektiven geht es der Journalistin Charlotte Wiedemann nun in ihrem Buch »Der lange Abschied von der weißen Dominanz«, denn die systemischen und systematischen Privilegien, die das schiere Weißsein über Jahrhunderte mit sich brachte und bringt, stehen in heutigen Gesellschaftsordnungen zur Disposition – eine Chance, wie Wiedemann betont, die aktiv genutzt werden muss. Sie stellt deshalb eine Selbstbefragung an den Anfang ihrer Reflexionen. Sie fragt, wie sich Rassismus in ihrem eigenen Leben bisher gezeigt hat. Der Begriff

der »white fragility« spielt hier mit hinein, also die Unfähigkeit und Abwehr Weißer, über das eigene Privileg zu sprechen. Sie stellt anhand gelernter und deshalb verinnerlichter Dominanz fest: »Dabei ist bemerkenswert, wie sehr Menschen auszublenken vermögen, dass sie Privilegien besitzen.«

Dies beginnt schon damit, dass Wiedemann Sprachgewohnheiten hinterfragt, die den Begriff »schwarz« negativ konnotieren. Sie macht deutlich, mit welchen Unwörtern People of Color im Deutschen degradiert werden – allein mithilfe der Perspektivierung durch Sprache wie etwa durch den konstruierten Begriff »Migrationshintergrund«, der alle Betroffenen dazu verdammt, rein von der Zuschreibung niemals in der Gesellschaft anzukommen.

In sieben Themenblöcken setzt Charlotte Wiedemann Vignetten aus persönlichen Erinnerungen, wissenschaftlichen Begriffsdefinitionen sowie politischen, soziologischen und gesellschaftlichen Diskussionen. Diese können chronologisch gelesen werden, funktionieren jedoch auch jede für sich oder in assoziativen Ketten. Wiedemann vernetzt diese Textsplitter über das gesamte Buch lose miteinander und entsprechend auch die damit verbundenen Perspektiven, sie legt ihren eigenen Lernprozess offen. Es entsteht ein neuronales Netzwerk mit einer Vielzahl von Andockangeboten an ihre Leser, eine eigene Selbstbefragung in übergreifenden Zusammenhängen zu verorten. Zwar wäre ein Register neben dem



Platz darin auf. In einem späteren Kapitel, das Rassismus und Sexismus als Folge von weißer Dominanz miteinander zusammenführt, blickt sie aus einer ganz anderen Perspektive auf Rudi Richardsons Schicksal: Die Frau ist hier das ultimative Objekt der Eroberung und die afrodeutschen Kinder im Nachkriegsdeutschland sind der lebende Beweis der Niederlage sowie eine unliebsame Erinnerung an die eigene Mitschuld.

Der Text ist dabei immer dann am stärksten, wenn Wiedemann ihre eigene Biografie auf historische Ereignisse bezieht. Hier funktioniert die Perspektivierung meist sehr gut. Die an manchen Stellen nur angetippten wissenschaftlichen Verweise bleiben jedoch gelegentlich etwas monolithisch stehen und warten auf Vernetzung. Doch ist »Der lange Abschied von der weißen Dominanz« ein persönlich gefärbtes Compendium zu einem weiten Themenkomplex. Wiedemann zielt nicht auf Vollständigkeit ab, sondern will Zusammenhänge aufzeigen, um ein Bewusstsein für die blinden Flecken der Weißen zu schaffen, um so Verhaltens-, Denk- und Sprechweisen nachhaltig zu verändern. Denn sie sagt zu Recht: »Weiß ist mehr als eine Hautfarbe, es handelt sich um eine soziale Position, um Haltungen und Deutungsmuster.«

CHARLOTTE WIEDEMANN: DER LANGE ABSCHIED VON DER WEISSEN DOMINANZ dtv 2019 | 288 Seiten | 18 Euro

Selbstermächtigung

Nach »Sungs Laden« erzählt Karin Kalisa mit »Radio Activity« eine neue Graswurzelbewegungsgeschichte.

CHRISTIANE PFAU

Nora kommt nach Jahren aus New York in ihre Heimatstadt an der norddeutschen Küste zurück, weil ihre Mutter totkrank in der Klinik liegt. In den letzten Stunden vertraut ihr die Mutter, einst Tontechnikerin am städtischen Theater, ein furchtbares Geheimnis an, dem Nora mit unerbittlicher Geradlinigkeit auf den Grund geht. Sie nutzt ihre neue Wirkungsstätte, den mit Freunden gegründeten Radiosender »Tee und Teer«, um den inzwischen greisen Apotheker zu stellen, der ihrer Mutter und deren Mitschülerinnen beim Nachhilfeunterricht schrecklich nah gekommen ist. Noras Mission lautet »Alle sollen es

hören«, und das setzt sie wunderbar anarchisch durch. Was die Rechtsprechung nicht vorsieht, erreicht Nora zusammen mit dem ungewöhnlichen Juristen Simon auf dem Weg des zivilen Ungehorsams.

Parallel erzählt Kalisa eine traumschöne Geschichte vom Arbeiten im Universum des Theaters, sie porträtiert Noras Mitstreiter bei »Tee und Teer« und öffnet die Perspektive auf eine mögliche Beziehung zwischen Nora und Simon. Begleitet wird dieser kantig-zärtliche Roman von einem Musikstück, das man lange nicht mehr gehört und immer unterschätzt hat: Die Akkordeonhymne »Biscaya« von James Last flutet nicht nur den mütterlichen Arbeitsplatz, sondern ist weit übers Meer hin vernehmbar. Ausgerechnet James Last? Kalisa räumt gern Dingen einen prominenten Platz ein, die es verdienen, aber zu oft vernachlässigt werden: »Die Nordseestadt ist auf den ersten Blick kein glamouröser Ort, Radio



Disziplinierungskriterium für die Autorin, die sich die Freiheit nimmt zu schreiben, was ihr richtig erscheint und sich passend anfühlt. Darin kommt sie ihren Protagonisten durchaus nahe: Selbstermächtigung ist wieder das Thema, das sie nach »Sungs Laden« hier dunkler und dramatischer, aber nicht weniger filigran auffächert. Wer sich diese lang nachhallende Geschichte lieber vortragen lassen will: Wiebke Puls hat das Buch ungekürzt für den BonneVoice Hörbuchverlag aufgenommen. Die Einspielung wurde gerade für den Deutschen Hörbuch Preis nominiert.

KARIN KALISA: RADIO ACTIVITY C.H. Beck, 2019 | 351 Seiten | 22 €uro || Hörbuch: BonneVoice Hörbuchverlag | 2 MP3 CDs 644 Min. | Sprecherin: Wiebke Puls | 24,95 Euro

als Medium wird immer wieder totgeredet, ist aber quietschlebig, und »Biscaya« ist da oben seit meiner Jugend Kult«, sagt die 1966 geborene Kalisa. Angst vor Kitsch ist kein

Anzeige

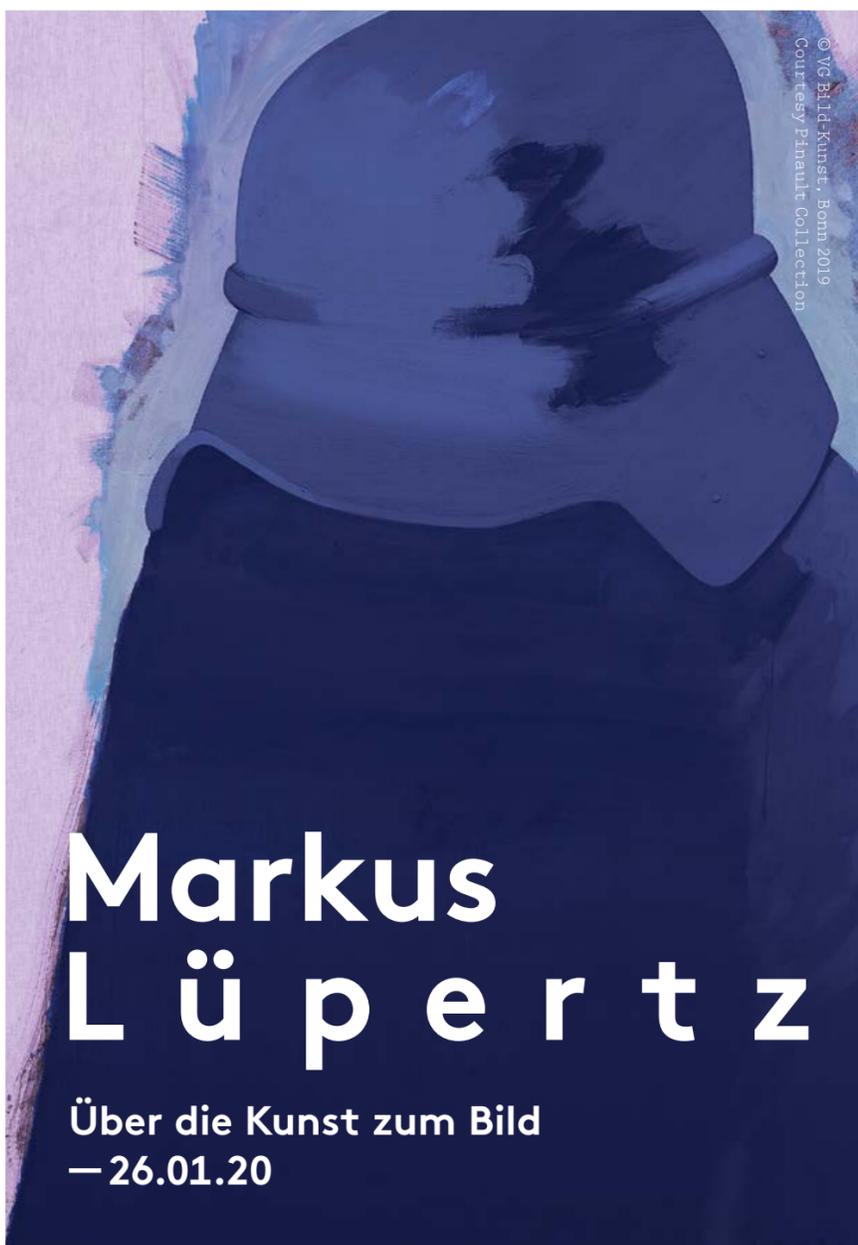
Gute Vorsätze
umsetzen.

Jetzt
abonnieren.

Warten Sie nicht länger. Tun Sie es endlich. Tut nicht weh, aber Ihnen und uns gut.
Für nur 35 Euro im Jahr. Hier geht's lang: <https://muenchner-feuilleton.de/kiosk/>

MF Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

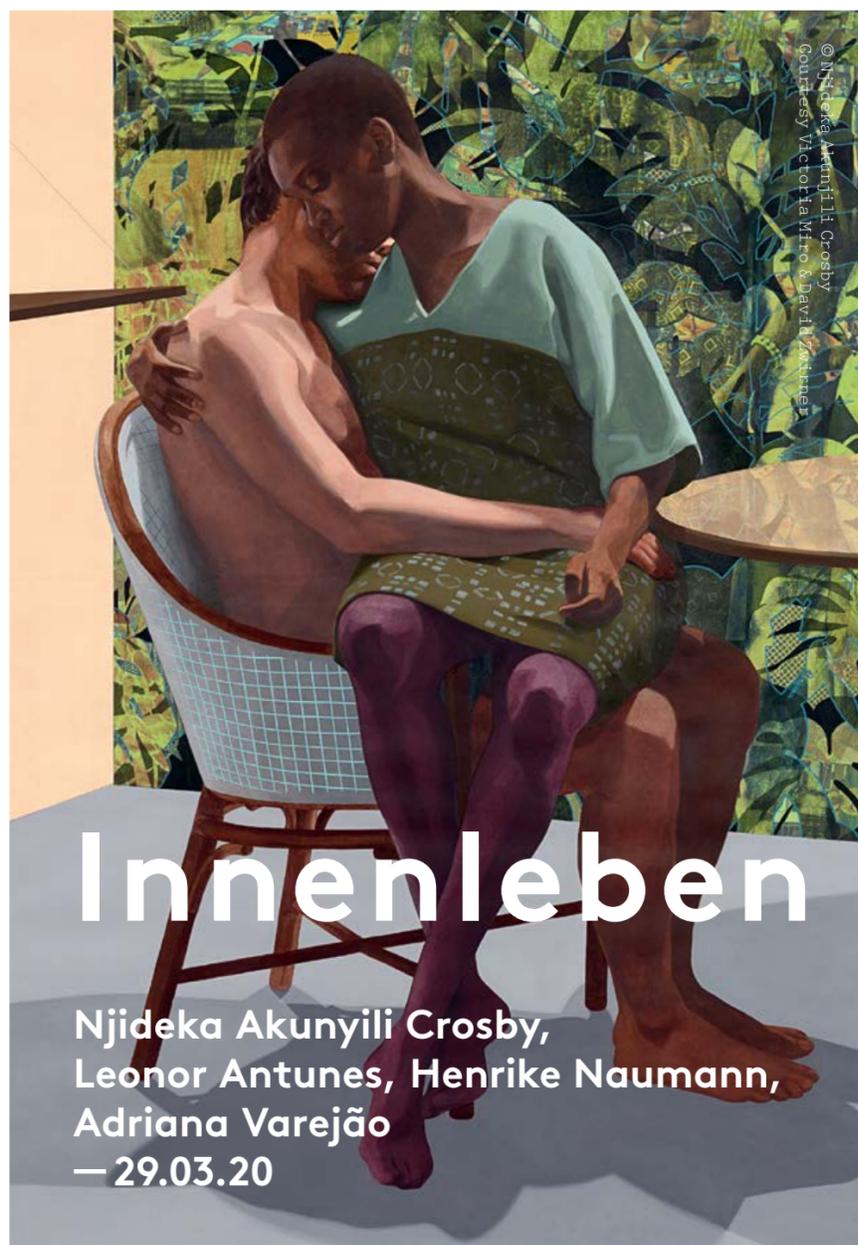
H A U S D E R K U N S T



© VG Bild-Kunst, Bonn 2019
Courtesy Pinault Collection

Markus Lüpertz

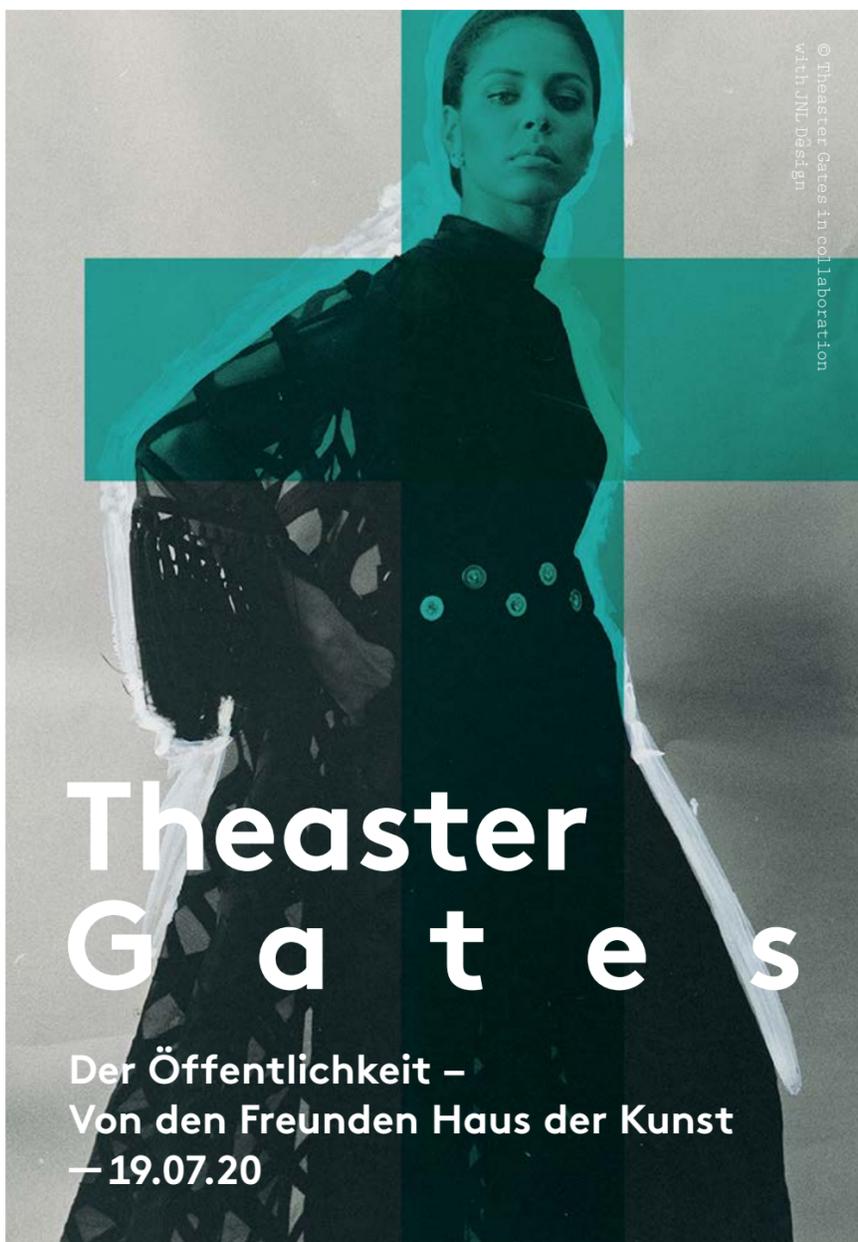
Über die Kunst zum Bild
— 26.01.20



© Njideka Akunyili Crosby
Courtesy Victoria Miro & David Zaitner

Innenleben

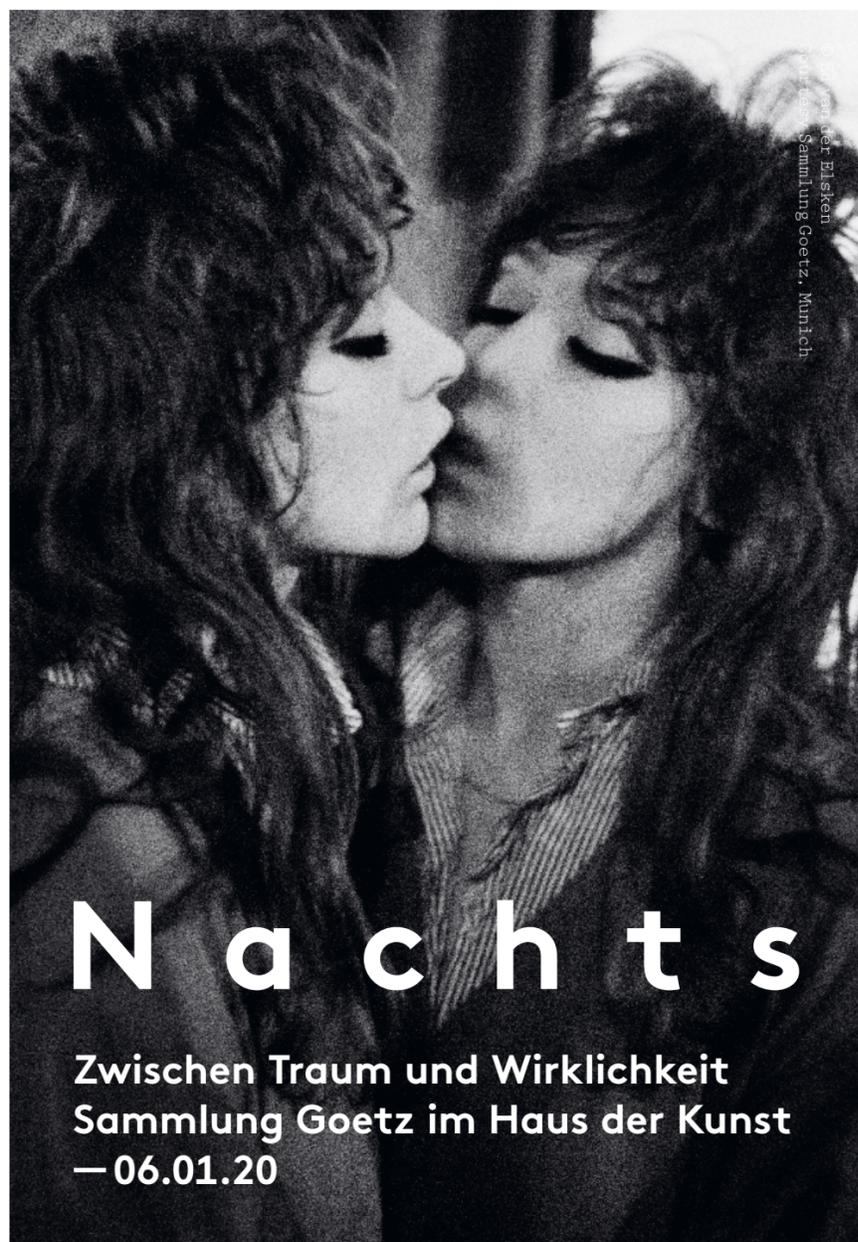
Njideka Akunyili Crosby,
Leonor Antunes, Henrike Naumann,
Adriana Varejão
— 29.03.20



© Theater Gates in coll.aboration
with JML Design

Theater Gates

Der Öffentlichkeit –
Von den Freunden Haus der Kunst
— 19.07.20



© Sammlung Goetz, München

Nachts

Zwischen Traum und Wirklichkeit
Sammlung Goetz im Haus der Kunst
— 06.01.20



Eine Revue des Scheiterns feiert das Ensemble des TamS – trotz des Erfolgs, 50 Jahre zu existieren | © Lorenz Seib

Das TamS,
diese Schwabinger Oase
für Theaterverrückte,
narrische Welterforscher
und Querdenker,
feiert seinen
50. Geburtstag.

Unbändige Spiellust

PETRA HALLMAYER

Wenn ein freies Theater ein so stolzes Alter erreicht, ist das schon ein kleines Wunder. Seit nunmehr einem halben Jahrhundert tanzen im TamS existenzielle Reflexionen, Hintersinn und Nonsens sich und uns schwindlig. Die SZ kürte die Münchner Off-Bühne zum »Welthinterhoftheater«, und »Theater heute« feierte sie als »eine Oase der Zeitgeistlosen, eine Insel der Spielseligen«. Hier konnten wir Abende reinen Theaterglücks erleben wie die Valentin-Vergegenwärtigung »Weltuntergang/Riesenblödsinn«, in der die Sanddünen auf uns zuwanderten und der Buchbinder Wanninger Arabisch sprach. Oder das gereimte himmlische Theaterfest »Die Blusen des Böhmen« mit Gerd Lohmeyer, Ulrike Arnold und Burchard Dabinnus. Nie wird man vergessen, wie der Hase darin seinen Löffel abnahm und die Frühstückseier umrührte oder wie in Lohmeyers Jelinek-Adaption »er nicht als er« Anette Spola als harlekinbunter Tod in Lederhose vorbeischaute.

Es waren und sind die wesentlichen Fragen, die in diesem Hort für Theaterverrückte, Sprachjongleure, narrische Philosophen und kluge Kindsköpfe mit der für ihn typischen Melange aus Witz und Wehmut gestellt werden. Wenn eine Guillotine mir irgendwann den Kopf abtrennt, hieß es 1982 am Ende der Ronald D. Laing-Collage »Liebst du mich?«, und dieser auf die eine und der Körper auf die andere Seite fällt – »Wo werde ich sein?«. »Wie stirbt man schnell und schön« fragten die TamSler 2019 leichtfüßig zwischen Melancholie und Komik tänzelnd. In Spolas Wundertütentheater, in dem am liebsten kreuz und quer gedacht wird, die Logik mit unbändiger Spiellust Purzelbäume schlägt, geht es um nicht weniger als den Sinn und Unsinn von Tod und Leben, die Absurditäten der Normalität.

Das hat sich nicht geändert, seit Spola sich 1970 mit dem »Glück grenzenloser Naivität« auf das Abenteuer einließ, mit ihrem Mann Philip Arp in einem ehemaligen Brausebad ein Theater zu gründen. Als einzig legitimen Nachfolger Valentins bezeichneten die Kritiker Arp gerne. Mit dessen monatlang ausverkauften »Valentinaden«, durch die das TamS, wie Spola erklärt, seinen ganz eigenen Spielstil fand, gelang der erste

sensationelle Erfolg. Mehrmals wurden Produktionen der Off-Bühne an die Kammerspiele eingeladen. Urs Widmer schrieb für das TamS das Stück »Stan und Ollie in Deutschland« und inszenierte mit Philip Arp und Jörg Hube die euphorisch gefeierte Uraufführung. Auf der winzigen Schwabinger Bühne fand der kauzig kabarettistische Philosoph Otto Grünmandl ein Zuhause. Botho Strauß, Rudolf Vogel und Herbert Rosendorfer standen ebenso auf dem Spielplan wie eine Polt-Uraufführung. Viele Jahre durfte man hingerissen staunen über die Erfindungen des Bühnenbildmagiers Eberhard Kürn, der von 1984 bis 2000 das Haus maßgeblich prägte.

Nach dem viel zu frühen Tod Arps hat Spola beharrlich dem chronischen Geldmangel trotzend und ohne sich um zeitgeistige Normen zu scheren weitergemacht, und dass es ihrem Theater gelungen ist, trotz all der Abschiede und Veränderungen seinen eigenen, unverkennbaren Stil zu bewahren, darüber kann man sich gar nicht genug wundern. Natürlich ging und geht das nicht ohne Stolperer und Ausrutscher, gibt es Inszenierungen, in denen die Suche nach der TamS'schen Leichtigkeit des Absurden verkrampt gerät, doch immer wieder glückt es, diesen ganz besonderen Zauber zu entfachen.

Zum Geburtstag erscheint nun ein Buch, das die großen Erfolge, legendären Inszenierungen und Akteure von Josef Bierbichler bis Ruedi Häusermann und die ersten Auftritte der Hausautorin Maria Peschek mit Anette Spola als köstliches Duo Charlie und Beppi ins Gedächtnis ruft. An all das erinnert sie sich gerne, aber, betont Spola, sie lebe nicht in der Vergangenheit. Sie wollte stets »Gegenwartstheater« machen. Noch vor dem großen Hype hat sie das Festival für inklusives Theater »Grenzgänger« gegründet und immer wieder neue kreative Köpfe um sich geschart. Sie will nicht nur über die schönen alten Zeiten reden, sondern nach vorn schauen. Darum hat sie zum Gespräch ihr Team mitgebracht: Lorenz Seib, mit dem sie sich seit sechs Jahren die Theaterleitung teilt, Claudia Karpfinger und Katharina Schmidt, die für die fantastischen Bühnenbilder und Kostüme sorgen, die Schauspieler Axel Röhrle und Sophie Wendt. Sie bilden ihre »Theaterfamilie« oder »die

Band«, wie Röhrle sie nennt. Sie sind es, die heute versuchen, uns mit wunderbar wunderlichen, schräg versponnenen Abenden den Kopf zu verrücken und auf ihre Weise Spolas Vision von freier kollektiver Theaterarbeit verwirklichen. Und wenn man zuhört, mit welcher Begeisterung sie über ihre Arbeit sprechen, hat man den Eindruck, dass in der Haimhauserstraße tatsächlich ein hierarchiefreier Ort entstanden ist, an dem alle gemeinsam und in völliger Freiheit die Welt und sich selbst, die Paradoxien der Realität und den Aberwitz der Sprache erforschen dürfen. Erst im TamS, erzählt Sophie Wendt, habe sie sich lösen können aus dem Klammergriff der Angst, auf der Bühne zu versagen, die sie jahrelang so grausam quälte. Hier, erklären sie reihum, haben sie einen geschützten Raum gefunden, um sich zusammen lustvoll auf Risiken einzulassen. Das bedeutet, manchmal noch in der Generalprobe das Erarbeitete umzuwerfen und etwas Neues zu versuchen.

So können sie nicht vorab sagen, was uns bei der Jubiläumspremiere erwarten wird, die den – wie Spola glaubt – alle Theaterarbeit im Kern treffenden Titel trägt »Trotz des großen Erfolgs. Eine Revue des Scheiterns«. Ein Abend über das Theater als die Kunst »aus Nichts Welten zu erschaffen« soll es werden, der »Türen und Horizonte im Kopf öffnet«. Eine echte TamS-Inszenierung also. Ob sich allerdings Anette Spolas Herzenswunsch erfüllen wird, steht in den Sternen. Zum Geburtstag wünscht sie sich ein Geschenk von der Stadt München: befreit zu werden von »der dummen Antragstellerei«, sich endlich nicht mehr alle paar Jahre von einer Jury bescheinigen lassen zu müssen, dass ihr Theater förderungswürdig ist. Schließlich hat es dies nun ein halbes Jahrhundert lang bewiesen. ||

TROTZ DES GROSSEN ERFOLGS – EINE REVUE DES SCHEITERNS

TamS | Haimhauserstr. 13a | 27. Jan. bis 15. Feb. | Mi bis Sa 20.30 Uhr || Buchpräsentation: Wirtshaus im Fraunhofer 11. Jan. | 11 Uhr | Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Selbst ist die Frau

»Lulu« und »Die Räuberinnen«: Residenztheater und Kammerspiele machen Frauenabende aus Männerstücken. Beim ersten triumphieren die Bilder, beim zweiten Spiel und Spaß.

SABINE LEUCHT

Bei Leonie Böhm in der Kammer 1 sollte man sie an der Garderobe abgeben. Im Marstall macht sie Bastian Kraft auf der Bühne zum Thema. Die Rede ist von Zuschauererwartungen. Und die sind ja sowieso schon auf Unterschiedlichstes hin ausgerichtet, je nachdem, ob auf dem Spielplan »Die Räuberinnen« nach Schiller steht oder Wedekinds tödliches Kindfraudrama »Lulu«.

Beide Aufführungen hatten in München binnen weniger Tage Premiere. In beiden stehen ausschließlich Frauen auf der Bühne. Und hier wie dort geht es um Zuschreibungen und wie man sich ihrer entledigt. Damit haben sich die Gemeinsamkeiten allerdings schon. Weil Kraft macht, was Kraft kann und Böhm macht, was Böhm kann, sieht man im Marstall ein technisch raffiniertes, mehr oder weniger am Originaltext entlang balancierendes Bilderspektakel und in der Kammer 1 eine Schauspielerinnenentfesselung, die sich um ihren Schiller nicht schert. Doch zurück auf Anfang.

Liliane Amuat, Juliane Köhler und Charlotte Schwab sind Lulu. Und sie unterlaufen das Bild, das man(n) sich von der männermordenden Schönen macht, bereits durch ihren Look. In schwarzen Anzügen über Highheels (immerhin), das Haar streng zurückgekämmt, adressiert das Trio das Publikum: »Ich werde mich heute nicht ausziehen«, warnt uns die Jüngste. Die Zweite droht damit, heute nicht vor uns auf die Knie zu gehen und die Älteste verweigert das Sterben.

Wedekinds »Monstretragödie« hatte die Sexualmoral des wilhelminischen Bürgertums im Sinn, nicht ohne die »Schlange« Lulu in exotischen Farben zu malen. Kraft erinnert daran, dass unser monströser Blick sie mitgestaltet und gibt uns was zu gucken, aber anders. Nackte Haut, lechzende Lippen, selbst gloriose Liebestode: Fehlanzeige! Diese Lulus wollen nicht länger Projektionsfläche für Männerfantasien sein, sondern nehmen die Bilderproduktion selbst in die Hand. Mit der Handlung probieren sie es auch, kommen beim Debattie-

ren über ihren Fortgang aber faderweise stets genau auf das, was auch im Originaltext anstünde. Wirkliche Überraschungen finden nur auf der Projektionsfläche hinter den Schauspielerinnen statt, wo ihre eigenen, live entstehenden Schatten mehr und mehr mit vorproduzierten Schattengestalten interagieren. Der alte Goll, Dr. Schön, der junge Alwa: Alle Männerfiguren werden von diesen drei Frauen verkörpert, was in einem fulminanten Travestie-Showdown kulminiert: Hier begegnet man auf der zu neun Hochkantbildern auseinandergefahrenen Rückwand dem muskelbepackten Rodrigo, dem altersfleckigen Schigolch oder dem Schwyzerdütsch sprechenden Schulbub Hugenberg in Farbe und möchte außer den in ihnen kaum noch zu erkennenden Schauspielerinnen der gesamten Maskenbildabteilung des Resi Dank sagen für dieses Wiederaufstehungsfest der guten alten Verwandlungskunst. Inhaltlich kommt es allerdings über die witzige Satire nicht hinaus. Und auch über Lulu fördert der weibliche (von einem Männerteam begleitete) Blick wenig Neues zutage. Lediglich, dass sie zuletzt ihrem Tod durch Jack the Ripper ein entschiedenes »Nein« entgegenschmettert, kann mit einigem Wohlwollen als Selbstbefreiungsversuch durchgehen.

Verglichen damit veranstaltet Leonie Böhm mit einem reinen Frauenteam eine wahre Befreiungsgorgie. Zunächst vom Stück selbst, denn außer den Rollennamen Karl, Franz, Amalia und Spiegelberg ist von Schillers »Räubern« wenig geblieben. Das Junge-Frauen-Quartett, das unter einer mitfühlenden, aber parteiischen Wolke in Hirnform (Bühne: Zahava Rodrigo) auf den Trümmern des Familienzists surft, der dem Originaldrama zugrunde liegt, verhandelt nur das, was ihm heute und ganz persönlich etwas sagt. Das sind vor allem Verletzungen oder die Last der Erwartungen, die andere in einen setzen. Und interessanterweise macht das auf großartige Weise Spaß und Sinn. Weil so, wie Gro Swantje Kohlhof, Sophie Krauss, Eva Löbau und Julia Riedler gemeinsam mit der Musikerin Friede-



Gro Swantje Kohlhof, Eva Löbau und Julia Riedler (v.l.) befreien sich von der Last der Erwartungen | © Judith Buss

rike Ernst von Schnipo Schranke die Bühne erobern, alles wirkt wie gerade im Moment gedacht und empfunden. Diese vier erfinden sich in jedem Moment selbst. Ob sie plüschige Mädchenlieder singen oder am Ende mit ihren nackten Brüsten ein Glockenspiel intonieren. (Was seltsamerweise gar nicht seltsam wirkt.) Verrat und die ganzen Toten: Braucht der Abend nicht! Stattdessen zeigen uns vier Frauen die Schwächen ihrer (Männer-)Figuren, ihre Sehnsucht nach Nähe und ihre eigene Zauberkraft, die die des Spiels ist. Löbau erfindet eine herrliche Geschichte mit Trekkingsandalen und seltenen körperlichen Defekten, um das Nichtgesehenwerden des ungeliebten Moor-Sohns Franz plastisch zu machen. Riedler enthüllt Karls schillernde Smartheit als fragiles narzisstisches Konstrukt. Die brave Amalie ist bei Krauss herrlich bollerig, und Kohlhof spricht, ruft, schreit und jubelt ihrer Räuberinnenbande vom Parkett aus Mut zu. Bis die bei Schiller Vereinzelt am Ende alle zusammen über die nasse Bühne in die ersten Parkettreihen schlittern. Eine nasse und krasse Utopie! ||

VORMERKEN!

16.–18., 23.–25. Januar

MEPHISTO

Teamtheater | Am Einlaß 2a | 20 Uhr | Tickets: 089 2604333
www.teamtheater.de

Regisseur Andreas Wiedermann inszeniert mit opera incognita nicht nur Opern an ungewöhnlichen Orten, er ist praktisch dauernd mit Produktionen seiner verschiedenen Theatergruppen auf Münchens Bühnen präsent. Sein Theater Impuls zieht von Straubing aus, wo die Premieren stattfinden, sozusagen in die Welt. Diesmal hat er Klaus Manns nur oberflächlich verkleidete Auseinandersetzung mit Gustaf Gründgens mitgebracht, der aus Karrieregründen in Nazi-Deutschland blieb und damit die Diktatur unterstützte. Den Pakt des Künstlers mit der Macht – nachdem er sich anfänglich ins Ausland abgesetzt hatte – spielt das Theater Impuls als grelles Panoptikum. Die Reflexion über die Frage nach der Verantwortung nicht nur des Künstlers, sondern prinzipiell des Menschen in einer autokratischen Gesellschaft stellt sich angesichts der politischen Entwicklungen auch in Ländern der EU heute so dringend wie schon lange nicht mehr.

16.–19. Januar

FRIENDLY CONFRONTATIONS

Kammer 1–3 | verschiedene Zeiten | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de

Was für eine Rolle spielen Kunstinstitutionen für eine diverse Gesellschaft in einer Welt, die zwischen Nationalismus und Globalisierung schwankt? Wie spiegeln diese Institutionen die Tatsache, dass in einer Stadtgesellschaft wie der Münchens nahezu die Hälfte der Menschen einen sogenannten Migrationshintergrund hat? Diese Frage stellen die Kammerspiele mit dem Festival »Friendly Confrontations«. In Performances, Filmen, Gesprächen (zum Beispiel über das kuratorische Erbe Okwui Enwezors im Haus der Kunst), Konzerten, einem Workshop zum konfrontativen und diskursiven Programm- und Radiomachen oder einem Boxkampf im Theater untersucht das Festival, wie Strukturen aussehen müssten, die alle Münchner ansprechen. Und Nadir Sourigi lädt zu einem besonderen Stadtspaziergang ein, der in der Frage kulminiert: Was hat die Globalisierung mit dem Rückgang der Vögel in München und darüber hinaus zu tun?

23.–25. Januar

HIGH NOON

HochX | Entenbachstr. 37 | 19.30 Uhr (23. Jan. 19 Uhr)
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Ganz schön frech von Pandora Pop, den Titel eines der berühmtesten Western zu klauen: »High Noon«. Auf die schäbigen Kulissen ihrer Westernstadt haben sie Mutmachendes wie »Erlösung ist nahe« oder »Macht Euch bereit« gepinnt. Mit Planwagen, Pistole, Trappermütze, Cowboyhut und Lagerfeuer beschwören sie den Geist der Siedlertrecks. Da ist alles dabei, was der Mythos des Westerns hergibt. Nur geht es gar nicht um den Wilden Westen, sondern um die ganze Welt. High Noon ist schon lange vorbei. Der Fluss ist ausgetrocknet, die Äcker zur Steppe geworden, die Tiere verschwunden. Dafür geht ein Virus um, der Wahnvorstellungen hervorruft. Zum Beispiel die, dass die Welt, wie man sie kennt oder haben will, zu retten ist, indem man Mauern errichtet. Ist schon mal schiefgegangen und trotzdem nicht aus der Mode gekommen. Das Endzeit-Western-Spektakel fragt: Wollen wir die Welt, wie wir sie kennen, überhaupt retten?

Ab 16. Januar

FRANKENSTEIN

Theater viel Lärm um Nichts | Pasinger Fabrik | Do bis Sa 20 Uhr | bis 28. März | Tickets: 089 82929079
www.theaterviellaermumichts.de

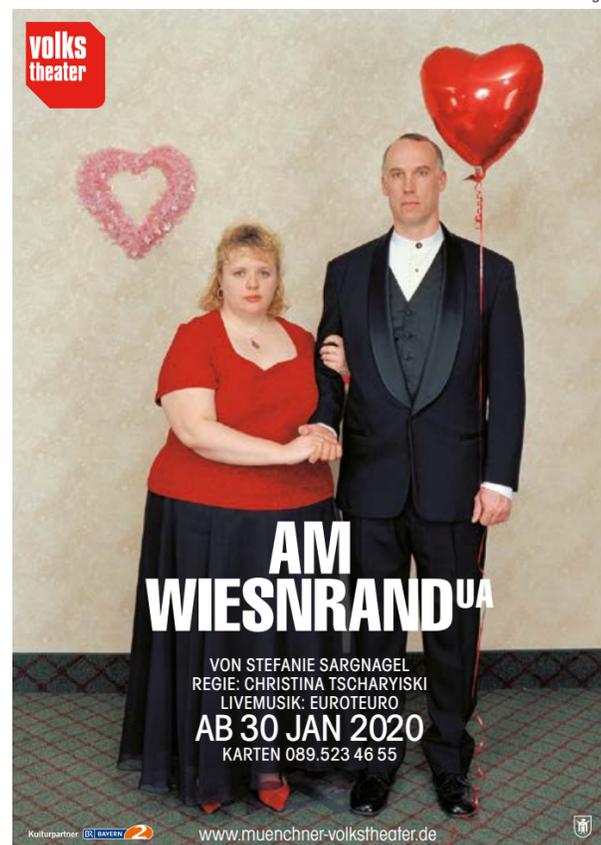
Das bewährte Team Margrit Carls (Textfassung) und Andreas Seyferth (Regie) stellt in seiner Bearbeitung von Mary Shelleys »Frankenstein« die Frage aller Fragen: Was ist Leben? Dafür ist Shelleys Gothic Novel das ideale Material. Viktor Frankenstein ist seit frühester Jugend besessen von der überheblichen Idee, Tote zum Leben zu erwecken. Als Student in Ingolstadt experimentiert er mit Leichenteilen und schließlich gelingt es ihm, eine Kreatur zu schaffen, vor der es ihm graust, so schrecklich sieht sie aus. Er überlässt das Geschöpf sich selbst, flüchtet sich in Krankheit und hofft, das Problem werde sich von selbst erledigen. Seine Selbstüberschätzung und Feigheit wird seine Familie und andere Menschen in seiner Umgebung das Leben kosten. Schließlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Geschöpf zu jagen, das sich aus Enttäuschung gegen die Menschen wandte.

LULU

Residenztheater | bis 30. Jan. ausverkauft, 3., 7., 11., 13., 17., 20. Feb. | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

DIE RÄUBERINNEN

Kammer 1 | 11. Jan., 6. Feb. | 20 Uhr | 28. Feb. | 20.30 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de



AM WIESNRAND
VON STEFANIE SARGNAGEL
REGIE: CHRISTINA TSCHARYYSKI
LIVEMUSIK: EUROTEURO
AB 30 JAN 2020
KARTEN 089.523 46 55
www.muenchner-volks-theater.de

Der große Wunsch nach dem kleinen Glück

Sarah Camp und Michele Cuciuffo spielen Fassbinders Klassiker »Angst essen Seele auf« im Zentraltheater.



Michele Cuciuffo, Sarah Camp und Regisseur Josef Rödl (v.l.)
© Hannah Klaes

GABRIELLA LORENZ

Seit 2017 hat sich zwischen Hauptbahnhof und Theresienwiese das kleine Zentraltheater etabliert. Der Intendant Simon Riggers mischt Produktionen zur Nachwuchsförderung mit solchen erprobter Theatermacher. Zu denen zählt Josef Rödl, Regisseur und Autor für Film, Fernsehen und Theater. Seine Filme waren nach Cannes und zur Berlinale eingeladen, seine letzte Bühnenarbeit »Tage wie Nächte« lief im Metropoltheater und im Zentraltheater. Dort inszeniert er nun »Angst essen Seele auf« nach dem Film von Rainer Fassbinder, der 1974 in Cannes den Kritikerpreis erhielt.

Die Besetzung ist hochkarätig: Das ungleiche Liebespaar Emmi und Ali spielen Sarah Camp und Michele Cuciuffo, die Nebenrollen Kathrin von Steinburg, Peter Rappenglück und Christina Baumer. Fassbinder erzählt vom Misstrauen, das den ersten Gastarbeitern in Deutschland entgegenschlug. Die verwitwete, einsame Putzfrau Emmi lernt den jüngeren Marokkaner Ali kennen. Beide finden beieinander Wärme, Zärtlichkeit und Geborgenheit. Trotz aller Anfeindungen aus Emmis Umgebung und zum Entsetzen ihrer Kinder heiraten sie. Die soziale Ächtung nimmt allmählich ab, denn Ali ist hilfsbereit und nützlich. Aber er und Emmi entfremden sich, sie duldet, dass er fremdgeht. Dann bricht Ali mit einem Magengeschwür zusammen – der Arbeitsdruck in der Fabrik. Die nötige Kur zahlt die Krankenkasse nicht.

Die Kabarettistin, Autorin und Schauspielerin Sarah Camp ist eine Münchner Institution, in den letzten Jahren arbeitete sie hauptsächlich für Film und Fernsehen. Den Schauspieler Michele Cuciuffo kennt man vom Residenztheater: Dort gehörte er bis 2019 acht Jahre zum Ensemble. Vorher war der in Saarbrücken geborene Sohn sizilianischer Einwanderer sieben Jahre am Wiener Burgtheater, danach fünf Jahre in Düsseldorf. Im Marstall präsentierte er sein eigenes Programm mit Songs von Paolo Conte. »Ich habe es geliebt, Ensemble-Schlampe zu sein«, sagt der 48-Jährige. »Aber nach 20 Jahren bin ich gerne frei. Wann, wenn nicht jetzt.«

Heute lebt die zweite und dritte Generation der Gastarbeiter in Deutschland, dennoch trifft »Angst essen Seele auf« auch nach 45 Jahren einen Nerv. »Damals beherrschte Ali die deutsche Sprache noch nicht«, sagt Josef Rödl. Er bedauert, dass der Theatertext nicht verändert werden darf, darauf achtet die Fassbinder-Foundation streng. »Aber die Begegnung mit dem Fremden und die Ablehnung und Ächtung einer Liebe, wie sie Fassbinder beschreibt, ist heute noch und wieder hochaktuell. Der Umgang der Gesellschaft mit dem Fremden und Befremdlichen ist seitdem härter geworden.« Sarah Camp meint: »Seit 2001 herrschen andere Ängste, vor allem die vor Terror. Aber Fassbinder hat ja soziale Themen aus verschiedenen Bereichen verknüpft. Und die Kombination alte Frau und junger

Mann fällt immer noch auf, da wird sexuelles Interesse unterstellt.« Michele Cuciuffo ergänzt: »Das Stück ist eher wie ein Märchen: Der große Wunsch nach einem kleinen Stückchen Glück wird aus Neid bombardiert von anderen.« Er hat selbst aufgrund seines italienischen Namens und Aussehens beim Umzug nach München zunächst keine Wohnung gefunden: »Viele Sachen kommen mir sehr bekannt vor«, sagt er. »Man wird eingegrenzt auf Klischees. Der Umgang mit Fremden ist immer hölzern, nie normal, das schlummert im Stück. Die Figuren suchen nur ein kleines Stückchen Liebe, aber das wird unmöglich gemacht.« Sarah Camp findet interessant, wie Ali von den Nachbarn als nützlicher Helfer instrumentalisiert wird: »Die Umgebung schaut allmählich weniger feindselig, aber Fassbinder zeigt, wie die Menschen sich dadurch innerlich vergiften haben. Alis Arbeitssituation wird nur angerissen, es geht zuerst um die Umwelt, und man sieht, wie die ihn kaputtmacht. Die Liebe stirbt nicht, aber sie wird eingetrübt.«

Rödl bilanziert: »In der Grundsehnsucht nach Harmonie und etwas Märchenhaftem spiegeln sich alle Widersprüchlichkeiten des Alltags. Da mischen sich Realismus und Fantastisches.« Er hat das Bühnenbild selbst entworfen, weil für ihn auf engem Raum jede Kleinigkeit bedeutsam ist.

Die wenig kulturverdächtige Umgebung des Zentraltheaters sieht er als Quell für neue Ideen: »Wir Theatermacher müssen da sein, wo die Geschichten passieren. Man sieht im Bahnhofsviertel neues lebendiges Leben. Das hat Fassbinder so stark gemacht, er hat vor Ort hingesehen und hineingehört, deshalb hat er authentische Geschichten geschrieben. Gut, dass so ein Ort heute wieder im Bahnhofsviertel entsteht.« ||

ANGST ESSEN SEELE AUF

Zentraltheater | Paul-Heyse-Str. 28 | 21., 22., 27.–29. Jan. 20 Uhr | Tickets: 089 30659486 | www.zentraltheater.de

Der Dirigent ist nicht da

Caitlin van der Maas erzählt in ihrer neuen Performance, wie Nachrichten unterdrückt werden.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Besser schlechte Presse als gar keine, mögen sich manche Künstler oder auch Politiker denken. Denn die, über die nicht geschrieben wird, über die redet auch keiner. In der Publizistik und Politikwissenschaft heißt das Agenda Setting. Wer in den Medien nicht vorkommt, wird zum Opfer einer Schweigespirale.

Theatermacherin Caitlin van der Maas beschäftigt sich in ihrer neuen Produktion »Der stille Dirigent« mit dem Thema Agenda Setting. Wie kommt es, dass manche Ereignisse totgeschwiegen werden? Als Vehikel dient ihr dabei der Volksaufstand von 1956 gegen die kommunistische Diktatur in Ungarn. Nach der Niederschlagung der Demokratisierungsbewegung flohen viele Ungarn ins westliche Ausland, auch viele Künstler. Van der Maas schlägt in ihrer Performance mittels persönlicher Biografien einen Bogen von den historischen Ereignissen in die Gegenwart. Eine wichtige Rolle dabei spielt die Philharmonia Hungarica, das 1956 von geflüchteten ungarischen Musikern in Baden bei Wien gegründet wurde. Die Orchestergründung ist ein Beispiel für Agenda Cutting. Es diente als Symbol für die Vereinigung von West- und Osteuropa und verhinderte, dass öffentlich über das Exil der Musiker und den vorausgegangenen Volksaufstand gesprochen wurde. In drei Etüden mit improvisierten Strukturen von Friso van Wijck (der mal eine Deathmetalband hatte) wird die Lenkung der öffentlichen Aufmerksamkeit dargestellt. In van der Maas' Performance ist der Dirigent – der große Strippenzieher – aber einfach nicht anwesend. ||

DER STILLE DIRIGENT

Kösk | Schrenkstr. 8. | 29. Jan. bis 2. Feb. | 19.30 Uhr
Tickets: Abendkasse | www.koesk-muenchen.de

Anzeigen

BILDENDE KUNST, PERFORMANCE, BOXKAMPF, DISKURS, RADIO 80000

DAS FESTIVAL „FRIENDLY CONFRONTATIONS“ IST EINE ZUSAMMENARBEIT DES GOETHE-INSTITUTS UND DER MÜNCHNER KAMMERSPIELE. PRÄSENTIERT VON SPEX.

16. – 19. JANUAR 2020
MÜNCHNER KAMMERSPIELE UND ANDERE ORTE

FRIENDLY CONFRONTATIONS

BILDENDE KUNST, PERFORMANCE

3

MÜNCHNER KAMMERSPIELE

KARTEN UNTER
WWW.KAMMERSPIELE.DE
089 / 233 966 00

THEATER DER STADT

FESTIVAL ZU GLOBALER KUNST UND INSTITUTIONSKRITIK

25.01.2020
10:00 – 16:00

PRINZ
RENTEN
THEATER
AKADEMIE
THEATER
STUDIEN
IM THEATER

**TAG
DER
OFFENEN
AKA
DEMIE**

089
2185 2909
THEATER
AKADEMIE
.DE

theater
akademie
august
everding

Zerfall einer Familie

Ewald Palmethofers Hauptmann-Überschreibung »Vor Sonnenaufgang« punktet beim menschlichen Drama.



Helene (Pia Händler) belauscht das Gespräch von Thomas (Michael Wächter) und Alfred (Simon Zagermann v.l.) | © Sandra Then

Nichts ist mehr gewiss

Bei den Rätsel-Inszenierungen von Thom Luz braucht der Zuschauer Geduld und erwartungslose Offenheit. Dann entdeckt er vielleicht »Leonce und Lena«.



Im Ballettsaal voll abgerissener Herrlichkeit versammelt sich die fürstliche Gesellschaft (Ensemble) | © Sandra Then

Obdachlose of pain

Claudia Bauer inszeniert PeterLichts Molière-Bearbeitung »Der eingebildete Kranke oder Das Klistier der Vernunft« als durchgeknallte Freakshow.



In einer monströs übersteigerten Rokokowelt dreht jeder sich nur um sich selbst (Ensemble) | © Sandra Then

PETRA HALLMAYER

Hier kann sich niemand wirklich zu Hause fühlen. Immer wieder tritt einer heraus aus dem kargen, kalt ausgeleuchteten Raum, stiehlt sich nach draußen ins Halbdunkel, um eine Zigarette zu rauchen, für sich zu sein. Ewald Palmethofers Umschreibung von Gerhart Hauptmanns Sozialdrama, dessen Uraufführung 1889 als Geburtsstunde des naturalistischen Theaters gilt, spielt nicht unter reich gewordenen Bauern, sondern unter heutigen Wohlstandsbürgern.

Glücklich ist keiner von ihnen. Nora Schlocker lässt sich in ihrer fein geschliffenen Inszenierung viel Zeit, um mit ihrem starken Ensemble psychologisch präzise die Ängste, Frustrationen, den mühsam gezügelten Zorn in einer vom Zerfall bedrohten Familie vorzuführen. Das Wechselspiel zwischen unterschwelligem und offen aufbrechendem Feindseligkeiten entwickelt bissig zugespitzten boulevardesken Witz, nie aber macht sie sich über die Figuren lustig.

Cathrin Störmer als despotisch tüchtige Annemarie will die Familie zusammen- und die Fassade aufrechterhalten, kommandiert ihren polternden Mann (Steffen Höld) herum, allein, sie kann seine desaströsen Saftouren nicht verhindern. Die schwangere Tochter Martha (Myriam Schröder), die vom »schwarzen Hund« Depression verfolgt wird, wehrt sich grimmig offensiv gegen die entmündigende familiäre Fürsorglichkeit und nutzt ihren dicken Bauch, um sich unangreifbar zu machen. Ihre Schwester Helene (Pia Händler), die gekommen ist, um ihr beizustehen, doch auch weil sie dringend Geld braucht, versucht schnippisch scharfzüngig den familiären Querelen zu trotzen.

Nicht einen Moment lang zeigt Marthas Mann Thomas (schön changierend zwischen softiehaftem Gatten und Aggressivität: Michael Wächter) freudige Überraschung, als ein Freund aus Studententagen bei ihm auftaucht. Das Wiedersehen ist von Beginn an vergiftet, überschattet von Argwohn: Da will ihm jemand etwas anhängen, glaubt er, ihn ausspionieren, seine Karriere gefährden. Während der Journalist Alfred (Simon Zagermann) für ein linkes Wochenblatt schreibt, hat Thomas die Firma seines Schwiegervaters übernommen, kandidiert für eine rechtspopulistische Partei und spielt sich dabei als Sprecher der »kleinen Leute« auf. Dem zentralen Disput der beiden jedoch fehlt es an Härte und Wucht. Die Spaltung der Gesellschaft, die da beschworen wird, bleibt zu schwach akzentuiert, ist in der Realität weit scharfkantiger. So erschließt sich Palmethofers Motivation, Hauptmanns Sozialstück in die Gegenwart zu verlegen, letztlich nicht so recht.

Nach der Pause aber, wenn sich die menschlichen Dramen zuspitzen, gewinnt der Abend an Kraft und Eindringlichkeit. Helenes Hoffnung auf einen gemeinsamen Neuanfang mit Alfred zerschlägt sich. Der Hausarzt (Thiemo Strutzenberger) philosophiert desillusioniert über die Enttäuschungen des Lebens und den Tod, derweil Martha ihr Kind verliert und sich in ein blutbeflecktes, schreiendes Bündel aus Schmerz und Verzweiflung verwandelt. Am Ende sehen alle stumm und hilflos zu, wie sie in die Klinik abgeführt wird. ||

VOR SONNENAUFANG

Residenztheater | 16. Jan., 27. Feb. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

GABRIELLA LORENZ

Vor zwei Jahren hat Thom Luz seine Version »nach Georg Büchner« in Basel inszeniert, Intendant Andreas Beck hat sie nun ans Residenztheater importiert. Das Wörtchen »nach« signalisiert große interpretatorische Freiheit bis hin zur Totaldemontage des Textes. Auch der Schweizer Regisseur dekonstruiert Büchners »Leonce und Lena« zu einem zersplitterten Kaleidoskop. Wer das Stück nicht kennt, ist da leicht frustriert. Bei der München-Premiere gab's kräftige Buhs, aber auch viel Jubel für eine Collage aus absurden Traumfantasien.

Büchner nannte sein schnell skizziertes Stück für einen Wettbewerb des Cotta-Verlags 1836 »ein Lustspiel«. Prinz Leonce und Prinzessin Lena sollen heiraten, ohne sich zu kennen. Beide flüchten nach Italien, treffen und verlieben sich, ohne zu wissen, wer sie sind, und heiraten inkognito, maskiert als Puppen. Das ist trotz Komödienmechanik und kräftiger Gesellschaftssatire kein Lustspiel. Sondern ein hochpoetischer, todtrauriger Abgesang auf die Frage nach dem Sinn der Existenz, auf die Gewissheit des eigenen Ichs und des freien Willens. Thom Luz beginnt mit dem Schluss (auch die Bitte zum Handy-Ausschalten erklingt rückwärts gesprochen!). Aber er erzählt keine Handlung, er montiert Stimmungsbilder mit skurrilem Personal. Leonce klagt: »Mein Leben gähnt mich an wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tansaal«. So fühlen das wohl auch manche heutige Jugendliche. Der Tansaal ist Luz' Bühne – ein grau vernebelter Raum mit Ballettstange, verschlissenen Putz und zwei zersägten Klavierhälften rechts und links. Dazwischen sausen die Pianisten Annalisa Derossi und der befrackte Daniele Pintaudi, der auch Counter singt, hin und her, um Melodien zu kompletieren. Sie unterbrechen damit gern die zu großer Rede anhebenden Akteure, die sich einfinden. In Abendkleidung steigen Barbara Melzl, Elias Eilinghoff, Steffen Höld und zuletzt Lisa Stiegler bei Gewitter durch ein hohes Fenster. Melzl tastet sich ballettös an der Stange und deren imaginärer Fortsetzung lang, später tauscht man Uniform und Paillettenkleid (das wird gemangelt!) gegen Trainingsklamotten. Wer wer ist, bleibt ungewiss, alle Darsteller sprechen Texte aller Figuren. Mögliche Zuordnungen (am ehesten noch: Melzl Gouvernante, Höld Valerio, Eilinghoff Leonce und Stiegler Lena) verschwimmen, Identitäten lösen sich auf. Alles bleibt fragmentarisch, unbestimmt, geheimnisvoll: Im Zentrum stehen die bildhafte Sprachpoesie und die existenzialistische Melancholie des 23-jährigen Dichters, der ein halbes Jahr nach der Abfassung starb.

Es herrscht subtile, gebrochene Ironie: Derossi erteilt Ballettbefehle, parliert als Rosetta in rasendem Italienisch Leonce in Grund und Boden, steigt nach einem Kurzschluss auf einer Leiter aus dem Bild heraus. Den folgenden langen Blackout erhellen abwechselnd je eine Kerze auf den Klavierhälften. Stühle werden geworfen, am Schluss stehen alle selbstverloren vor einem Spiegel. Das Prisma von Luz zeigt Büchner als frühen Nihilisten und Vorläufer des absurden Theaters. ||

LEONCE UND LENA

Residenztheater | 10., 13. Jan., 1. Feb. | 19.30 Uhr | 20. Feb. 20 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

ANNE FRITSCH

Natürlich ist er eine Diva. Argan, der eingebildete Kranke aus Molières gleichnamiger Komödie. Dieser weiße, alte Mann, der die anderen beherrscht mit seinem Fordern und seinem Geld. Für das Residenztheater hat PeterLicht den französischen Klassiker neu geschrieben: »Der eingebildete Kranke oder Das Klistier der reinen Vernunft« überführt das Stück in eine eitle Glitzerwelt, in der alle um sich selbst kreisen – und um Argan, der ihr Verharren im Nichtstun finanziert.

Claudia Bauer hat die Uraufführung des Auftragswerks am Residenztheater inszeniert. Wie gewohnt schrill und expressiv. Eine Freakshow, in der alle mal so richtig die Sau rauslassen dürfen – und sichtlich Spaß daran haben. Vanessa Rust hat das Ensemble in macaronsfarbene Kostüme und exaltierte Perücken gesteckt und einzelne Körperteile grotesk ausgestopft. Andreas Auerbachs Bühne kreist wie die Figuren unaufhörlich um sich selbst. Ein runder, halb offener Turm. Innen mit lindgrüner Brokattapete verkleidet, außen auf mehreren Stockwerken umlaufende, durch Treppen verbundene Freigänge: der Backstagebereich. Daneben auf einem Podest die Musiker Cornelius Borgolte und Henning Nierstenhöfer, die das wilde Treiben mit charmanten französischen Popsongs der Sechziger und Siebziger wie Françoise Hardys »Comment te dire Adieu?« oder Nino Ferrers »Alexandre« begleiten.

In einem bodenlangen, mit ausladenden Rüschen versehenen Morgenmantel und einer barocken Sonnenkönigperücke schreitet Florian von Manteuffel genervt die Showtreppe herunter. Das Publikum lässt sich nicht vertreiben, drum muss er es unterhalten. Oder zumindest: irgendwas sagen. Er berichtet von seinen diversen Behandlungen und seinen Arztrechnungen. Der alte Mann, Inbegriff einer patriarchalen Gesellschaft, als abgehalfterter Showstar mit Verdauungsproblemen. PeterLicht unterzieht eine übersättigte, an Wohlstand krankende Gesellschaft einer Darmspiegelung und findet an einem Aufmerksamkeitsdefizit leidende Kreaturen, die ihre Individualität gegen das obligatorische Smartphone an der Kette eingetauscht haben. »Obdachlose of pain«, die die sexuelle Revolution längst durch eine depressive ersetzt haben und das einmal Gesagte wieder- und wiederkauen.

Christoph Franken spielt den Purgon als Horror von einem Arzt. Mit Gummihandschuhen bis über die Ellbogen stellt er sich als »Darm-Gott« vor, knetet dem Argan unsanft den Bauch und singt »Nimm doch mal ein Ibuprofenchen oder ein Paracetamolchen«. Mit Totsein könne man ihn jagen, das finde er eher »ungeil«. Immerhin. Das ist von einer lockeren Durchgeknalltheit, wie man sie bisher hier vermisst hat. Ob Ulrike Willenbacher, Pia Händler, Antonia Münchow, Thomas Lettow, Myriam Schröder, Max Rothbart oder die bereits Genannten: Das Ensemble spielt sich frei und lässt es krachen. Durchaus ein Abend im Geiste Molières. Finaler Abgang vor Publikum inklusiv. ||

DER EINGEBILDETE KRANKE ODER DAS KLISTER DER REINEN VERNUNFT

Residenztheater | 4., 18. Jan., 5., 11., 22. Feb. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Voll verheddert

Kevin Rittberger und Peter Kastenmüller wollen mit »Kassandra/Prometheus. Recht auf Welt« der gesamten Menschheitsmisere habhaft werden und verfahren sich komplett.

SABINE LEUCHT

Nach diesem Abend muss man erst mal durchatmen. Und zwar nicht seiner Themen wegen, sondern weil er auf jeder Ebene aus vollen Rohren feuert. Inhaltlich lässt Kevin Rittbergers »Kassandra/Prometheus. Recht auf Welt« schon im ersten Teil wenig aus. Den 2010 in Wien uraufgeführten Bilanzierungsversuch der Flüchtlingskatastrophe hat der Autor unserem neuen Abstumpfungsniveau angepasst. Und Regisseur Peter Kastenmüller assistiert ihm dabei.

Im Marstall lässt Alexander Wolf Ölfässer mit Konzernemblemen und Annäherungshindernisse in Gestalt von »spanischen Reitern« das heutige Europa bedeuten. Dazwischen erzählt ein diverses Ensemble von Ertrunkenen, Gestrandeten



Hippie Prometheus (Max Mayer, 3. v.l., mit Yodit Tarikwa, Camill Jammal, Benito Bause) kann's auch nicht richten | © Birgit Hupfeld

und Zwischengelagerten: »Da ist die Geschichte« hier, »da ist die Geschichte« dort. Weil Einfühlung in diese »Geschichten« nicht möglich ist, brüllen alle im Chor »Wir sind das Lehrstück« oder ballern uns Details dessen um die Ohren, was die Kassandras in uns zwar sehen, aber nicht verhindern konnten. Im Kreuzfeuer der Worte eben noch erkennbar: Das tragische Exempel der Nigerianerin Blessing, in deren Rolle ein riesiger Scherenschnittkopf und die weißesten männlichen Schauspieler schlüpfen, damit auch ja kein Identitätsanmaßungsverdacht aufkomme. Und weil hier generell niemand beim Nichtmitdenken ertappt werden will, ist auch jede Perspektive inkludiert: Eine Filmemacherin bekommt einen Preis für die Schilderung

der Zustände in Flüchtlingslagern und wird dafür der »Nazi-Propaganda verdächtig. Ein Journalist macht eine Übersetzerin rund, die zur Abschiebung von Jugendlichen beigetragen hat. Keiner von ihnen will unsere Sympathie und keiner der elf Akteure spielt sich ins Zentrum. Denn ums Individuum geht es nicht, sondern um das Auseinanderklaffen von guten Absichten und schlimmen Folgen. In diese Kluft fällt auch dieser Abend, der seine zweifellos besten Absichten zwischen Schattenspielen, manischen Kletter- und Brüll-Aktionen und etlichen Kostümwechseln zerreibt. Und damit keiner übersieht, dass dieser Aktionismus seinerseits von unserer Welt erzählt, werden Tafeln mit den Aufschriften »Inhalt« und »Form« hochgehalten.

Im zweiten Teil des Doppelabends ist vieles anders, aber besser wird es nicht. Im Götter- und Heldenreich, rund um den fahrgigen Hippie Prometheus (Max Mayer), hat man die volle Draufsicht auf das Scheitern des Projekts Mensch(lichkeit) und ist um Wiedergutmachung bemüht. »Das humanoide Feuer« hat die Erde mit Plastikmüll und Kriegen überzogen. Bilder dazu blitzen knapp über der Wahrnehmungsschwelle im Hintergrund auf. Ein Durcheinander aus Wassergeistern, göttlichen Feuerklamottenträgern und der sehr lauten Io (Mareike Beykirch) gibt dem alten weißen Mann die Schuld an allem und gelobt Besserung gegenüber jenen, die das Stück – ist es möglich? – bislang vergessen hat: die nicht menschlichen Kreaturen und jene, die mit dem falschen Körper oder mindestens drei Eltern leben. Selten hat sich ein Theaterabend heilloser in seinen eigenen Ansprüchen verheddert. ||

KASSANDRA/PROMETHEUS. RECHT AUF WELT
Residenztheater – Marstall | 10., 16., 18., 20., 23. Jan.
19 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Feld der geplatzten Träume

SOFIA GLASL

Das winzigste Baseballstadion der Welt befindet sich in einem Münchner Keller, zumindest zeitweilig. Von zwei einander gegenüberliegenden Miniaturtribünen aus kann das Publikum das Spiel verfolgen. Doch wird an diesem Premierenabend kein Sport getrieben. Die beiden Platzwarte Antero und Esa sollen in Okko Leos Stück »Das Feld« auf dem Sportplatz eben dieses Spielfeld abstecken. Mit Maßband, Winkelmesser und Gaffertape ausgerüstet, treten sie an.

Das schlauchförmige Kellergewölbe im dasvinzenz kann für Inszenierungen problematisch sein, denn das Publikum sitzt an zwei Seiten der ebenerdigen Spielfläche. Als Sportstadion eignet sich dieser Schnitt jedoch perfekt und rahmt andererseits mit den 44 Sitzplätzen die Intimität, die Esa und Antero in ihren Gesprächen erzeugen. Sie schweben zwischen dem Gefühl der Freiheit, weil sie hier auf dem Feld tun und lassen können, was sie wollen, und dem der Überwachung, weil der Chef Raakkonen sich für einen Kontrollgang angekündigt hat.

Robert Spitz führt mit »Das Feld« von Okko Leo die finnische Reihe im dasvinzenz fort.

Schnell wird klar: Abgeschoben sind sie, Antero mit einer Behinderung und Esa als Arbeitsloser unnütz für die Gesellschaft. Das Gelände sei schon längst verkauft, stellt sich heraus, der Bebauungsplan fertig – ihr Job nur noch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Doch wer sind die beiden ohne Aufgabe? Hier am Spielfeldrand der Leistungsgesellschaft werden sie von den Ängsten und Sorgen des Systems eingeholt.

In dem Zweimannstück stehen Stephan Neumüller als Antero und Peter Papakostidis als Esa einander gegenüber und philosophieren, prahlen, proben letztendlich den Aufstand. Das ist bei einem solch textlastigen Stück ein Kraftakt – durchaus auch für das Publikum, denn mit zweieinhalb Stunden ist der Abend nicht gerade kurz. Doch Neumüller und Papakostidis haben jenseits der existenzialistisch-absurden Gespräche ein solch feines Gespür für die Nuancen dieser lebenswürdigen Konstellation, dass sie viele der Längen abfangen. Die beiden umtänzeln einander beim ersten Zusammentreffen, der

grimmige Esa und der naiv-freundliche Antero. Beide möchten sie jemand sein, Esa gibt mit seinem Motorrad an, Antero mit seiner schönen Schwester. Langsam nur lassen sie die Schutzwälle fallen und erkennen im Gegenüber einen Freund und Verbündeten.

Robert Spitz hat zusammen mit der Dramaturgin Barbara Kastner nach E.L. Karhus »Wer Hunger hat soll Vögel gucken« eine weitere finnische Entdeckung als Deutschlandpremiere in sein Theater gebracht. Okko Leo reflektiert das Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Freundschaft und Knechtschaft genau dort, wo die Verbindung zu reißen droht: bei den Menschen am äußersten Rande dieser Gesellschaft. ||

DAS FELD
dasvinzenz | Elvirastr. 17a | 4., 8.–11. Jan. | 20 Uhr
Tickets: 089 182694 | www.dasvinzenz.de

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

16. Januar, 20 Uhr
Franz von Chossy Trio (Jazz & More)

22. Januar, 20 Uhr
Der Reisende, von Ulrich A. Boschwitz, Landestheater Schwaben

02. Februar, 15 Uhr
Beethoven für Kinder, Kinderkonzert

12. Februar, 20 Uhr
Sestetto Stradivari, R. Strauß, Schönberg, Brahms

13. Februar, 20 Uhr
Josef Pretterer, Theater mit lebensgroßen Puppen

18. Februar, 20 Uhr
Kabale und Liebe, Trauerspiel von F. Schiller
Württembergische Landesbühne Esslingen

11. März, 20 Uhr
Gábor Boldoczki und Franz Liszt Kammerorchester

19. März, 20 Uhr
Eduard II. von England, von W. Shakespeare
Neues Globe Theater

Foto: Eduard II. von England, Philipp Plum

Neue Abos

Freund Staubsauger Auf Leben und Tod Endstation Zoo

Toshiko Okada inszeniert an den Kammerspielen ein Vakuum der Einsamkeit.

SOFIA GLASL

Dünnwandig und dünnhäutig ist die Gesellschaft in Toshiko Okadas vierter Inszenierung für die Münchner Kammerspiele. »The Vacuum Cleaner« erzählt von dem genuin japanischen Phänomen der Hikikomori. Das sind von der Leistungsgesellschaft wieder ausgespiene, gescheiterte Existenzen, die sich aus allen sozialen Beziehungen zurückziehen, wieder bei den oft hochbetagten Eltern einziehen und das Haus über Jahre oder Jahrzehnte nicht mehr verlassen.

Eine solche Hikikomori spielt Annette Paulmann. Ihr resignierter Vater (Walter Hess) monologisiert lieber über Kaffee mit Erdbeeraroma, als sich den Problemen der Familie zu stellen, und der Bruder (Damian Rebgetz) tut nur noch so, als



Okadas Zeichensprache ist Ausdruck für das Gefühl der Unzugehörigkeit (Ensemble) | © Julian Baumann

würde er morgens zur Arbeit gehen. Er verbringt viel Zeit auf einer Parkbank im Einkaufszentrum. Zu dritt leben sie in einem Schuhschachtelhaus aus papierernen Schiebetüren und schweigen einander an. Zugleich verschlossen und voller Verlangen nach tatsächlicher Nähe entlädt sich ihr Redebedarf nicht miteinander, sondern jeweils hinter der eigenen verriegelten Tür. Damit in den von den Papierwänden nur leidlich getrennten Räumlichkeiten zumindest ein bisschen Privatsphäre aufkommen kann, ist der Staubsauger ein willkommenes Helfer: Ihre Wutanfälle schreit Paulmann in das tägliche Staubsaugerdröhnen. Ein Haushaltsgerät wird zum einzigen Ansprechpartner und deshalb ist der titelgebende »vacuum cleaner« natürlich ein lebendiges Wesen – Projektionsfläche und Therapieersatz zugleich.

Julia Windischbauer spielt den ständigen Begleiter dieser tieftraurigen und einsamen Familie herrlich verschoben. Ihre Fransenhose wischt bei jeder Bewegung wie eine Staubbürste über den Fußboden. Sie saugt das Familienleben in sich auf, mal leise summend als Hintergrundgeräusch, mal als alles übertönendes Röhren. Ob das Vakuum dieses Saugers als Echokammer oder emotionaler Reinraum dient, ist Ansichtssache. Zerknüllte Socken und Mordgedanken werden ihm gleichermaßen anvertraut. Windischbauers androider Ausdruckstanz begleitet in abgehackten Bewegungsloops ihre Alltagsbeobachtungen. Damit kommentiert und übersetzt sie das Unzugehörigkeitsgefühl aller Hausbewohner in eine Zeichensprache der Einsamkeit.

Okadas Text bleibt dabei eher schlicht, doch entsteht gerade durch die Bewegungskhoreografie der Figuren bisweilen Tragikomik. Etwa wenn Damian Rebgetz den Widerspruch beschreibt, der ihn heimsucht, wenn er für die Arbeit das Hemd in die Hose stecken und eine Krawatte tragen soll. Im Spiegel betrachtet hat er nichts an sich auszusetzen, doch krümmt sich sein gesamter Leib bei der Vorstellung der Uniformierung. Da baumelt der imaginäre Schlips schier an dem sich ungenlenk windenden Körper herum, ein zivilisatorischer Witz auf Kosten derer, die sich ihm nicht beugen wollen. In der Asynchronität von Bewegung und Äußerungen der Figuren wird deutlich, wie tiefgreifend sie der Gesellschaft abhandengekommen sind. ||

Philipp Arnolds Erstaufführung von Edouard Louis' »Wer hat meinen Vater umgebracht« vermeidet brutale Ausweglosigkeit.

SILVIA STAMMEN

Wie sehr sind wir dadurch bestimmt, woher wir kommen, und was macht das aus uns? Eine Frage, die Édouard Louis (sich) immer wieder stellt. Dabei hat er selbst den Teufelskreis aus Armut, Ausgrenzung und mangelnder Bildung durchbrochen – nicht unbedingt freiwillig, sondern aus Not, weil seine Homosexualität ihm die Anpassung an die durch und durch schwulenfeindliche familiäre Umgebung unmöglich machte. Mit erstaunlicher Distanz und soziologisch geschulter Schärfe analysiert der gerade mal 27-jährige Shootingstar der französischen Literaturszene und intellektuelle Verfechter der Gelbwestenbewegung das Arbeitermilieu seiner Kindheit. In seinem ersten Roman »Das Ende von Eddy« (2014) klingt es noch unversöhnlich, wie er mit patriarchaler Lieblosigkeit, Rassismus und dumpfer Intoleranz in der nordfranzösischen Provinz abrechnet.

Vier Jahre später in »Wer hat meinen Vater umgebracht« scheint die Wut einer vorsichtigen Empathie mit der Elterngeneration gewichen zu sein. Doch um Schuld geht es auch diesmal wieder, um die der Mächtigen – Chirac, Sarkozy, Hollande, Macron – die mit ihren Entscheidungen ganz unmittelbar körperlich in das Leben der Unterprivilegierten eingreifen, indem sie »die Faulpelze« zwingen, trotz Krankheit weiterzuarbeiten, Zahlungen für notwendige Medikamente streichen und das Wohngeld im selben Moment kürzen, in dem sie die Vermögenssteuer für die Reichen abschaffen. »Für die Herrschenden ist die Politik weitgehend eine ästhetische Frage«, heißt es im Text. »eine Art, sich zu denken, sich zu erschaffen, eine Welt-sicht. Für uns ist sie eine Frage von Leben oder Tod.«

Seit dem Überraschungserfolg seines ersten Romans sieht sich Louis in der Verantwortung, gegen die Gewalt des Establishments anzuschreiben, und inzwischen hat ihn auch das Theater entdeckt, weil es die Körper, um die es bei Louis immer auch geht, selbst in ihrer Sprachlosigkeit präsent machen kann. Philipp Arnold hat nun am Volkstheater auf höchst impulsive Weise die deutsche Erstaufführung inszeniert. Zusammen mit seiner Bühnen- und Kostümbildnerin Belle Santos zwingt er



Jakob Geßner, Jonathan Hutter, Anne Stein rücken klaustrophobisch nah zusammen | © Gabriela Neeb

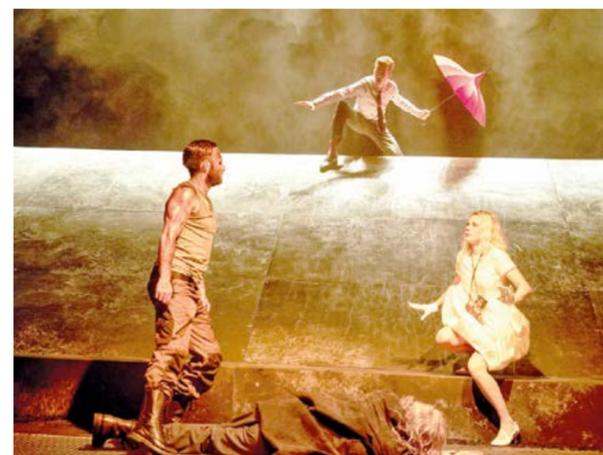
die drei jungen Darsteller – Jakob Geßner, Jonathan Hutter und Anne Stein – auf der kleinen Bühne in einem mit Gaze verhängten Holzverschlag geradezu in klaustrophobische Nähe zueinander. In hellen Hosen und Unterhemden verkörpern sie auf den ersten Blick eine verspielte jugendliche Neugier und Verletzlichkeit, weit entfernt von den väterlichen und mütterlichen Verhärtungen und Abstumpfungen, von denen im Text die Rede ist. Eine Ahnung davon wird erkennbar, wenn sie abwechselnd runzlige Latexmasken überziehen und von oben oder unten in eine Kamera sprechen, um auf der Projektionsfläche das eingesperrte, deformierte Selbst erscheinen zu lassen, in das der Vater sich zunehmend verwandelt hat, vielleicht auch, weil er sich die eigene homosexuelle Neigung nie eingestehen wollte. Diesen Gedanken streicht die Inszenierung heraus und die vielen Rollen- und Perspektivwechsel erzeugen dabei eine flirrende Unruhe, aber doch nie die brutale Ausweglosigkeit der sozialen Verhältnisse, die der Text so nüchtern konstatiert. Zum Schluss lässt Hutter die Empörung in einer flammenden Anklagerede noch einmal mitreißend hochkochen – doch bei aller Aufbruchenergie wird man den Eindruck nicht los, dass hier aus Ernst Spiel geworden ist. ||

Wie lässt sich O'Neills 100 Jahre altes Klassenkampfdrama »Der haarige Affe« noch inszenieren? Ein Versuch im Volkstheater geht ziemlich schief.

GABRIELLA LORENZ

Ein Ozeandampfer taugt gut zur Darstellung verschiedener Gesellschaftsklassen: Oben werden die Superreichen verwöhnt, tief unten in Gluthitze schaufeln Proletarier Kohlen, damit das Schiff fährt. Der Heizer Yank (Jonathan Müller) hat schlechte Zähne, aber starkes Selbstvertrauen und Muckis, die er leistungsstolz vorzeigt. Wie Stahl fühlt er sich (nicht zufällig ist der Schiffseigner ein Stahlmagnat). Yank ist der perfekte staatskonforme amerikanische Arbeiter. So zeichnete ihn Eugene O'Neill in seinem 1922 uraufgeführten Stück »Der haarige Affe«, bevor er ihn aus allen Gewissheiten stürzen lässt. Im Volkstheater hat Abdullah Kenan Karaca das Klassenkampf- und Psychodrama auf viel Pathos, Groteske und Karikatur verkürzt.

Die Bühne von Vincent Mesnaritsch ist kohlendüster, aber sehr aufgeräumt: Aus einem Gitterrost dampft's, auf einer Schräge hocken die drei Heizer. Keine Schippe, keine Kohlen, arbeitet hier jemand? Viel Zeit zum Reden: Yank strotzt vor Selbstsicherheit und Stärke, der Gewerkschafter Long (Silas



Yank (Jonathan Müller), Toni (Mauricio Hölzemann) und Mildred (Nina Steils, v.l.) im Maschinenraum des Ozeandampfers | © Arno Declair

Breiding) verbreitet Klassenkampf-Ideologie, der alte Paddy (Jakob Immervoll) spinnt Seemannsgarn und träumt von einer Farm auf festem Grund.

Oben über die Schräge spitzt neugierig die Millionärstochter Mildred (Nina Steils): Sie fühlt sich sozial und will sehen, wie die andere Hälfte der Menschheit lebt. Weshalb sie – stets begleitet und beschirmt vom Steward Tony (Mauricio Hölzemann) und ihrer dauerkichernden Anstandsdame (Luise Deborah Daberkow) – in den Heizungskeller hinabsteigt und den dreckverschmierten Yank erblickt. Sie scheint fasziniert von seiner animalischen Virilität, er starrt sie an wie eine Fee im weißen Kleid. Bis sie voller Abscheu ausstößt: »Dies unflätige Vieh«, und in ihre Oberwelt zurück flüchtet. Long spottet, sie habe Yank angesehen wie einen haarigen Affen – das Attribut macht ihm seine Position klar.

Von hier ab läuft das Sozialdrama parallel mit dem Psychodrama eines zutiefst verletzten Mannes, den die Rachsucht in einen Amoklauf gegen sich selbst drängt. Er will es allen zeigen, randaliert auf der 5th Avenue, landet im Knast, wo er – ein schönes Bild – an langen Seilen gefesselt ist wie King Kong im Film an Ketten. Er dient sich verschwörerisch der Gewerkschaft an, die er für einen Terrorverein hält, und findet im Zoo einen Gorilla als Alter Ego, dessen Befreiung sein Verhängnis wird.

Regisseur Karaca zeigt weder Klassenkampf noch verwirrte Verzweigung: Jonathan Müller spielt Yank achtbar als verblendeten Kraftprotz. Alle anderen aber bleiben mehr oder weniger Klischees oder gar Karikaturen, extrem denunziert wird Mildreds Begleiterin als hirnlos gackernde Gans. Die Schauspielerin tut einem leid. Diese Holzschnitt-Inszenierung des lange vergessenen und erst 1996 von Willem Dafoe und der Wooster Group wieder ausgegrabenen Stücks liefert leider keinen hinreichenden Grund, es aufzuführen. ||

THE VACUUM CLEANER

Kammer 1 | 8., 24. Jan., 14. Feb. | 20 Uhr | 14. Jan. | 20.30 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

WER HAT MEINEN VATER UMGEBRACHT

Volkstheater – Kleine Bühne | 9., 10., 31. Jan., 1. Feb.
20 Uhr | Tickets: 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

DER HAARIGE AFFE

Volkstheater | 12., 16., Jan., 9. Feb. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 523 46 55 | www.muenchner-volkstheater.de



»Ghost Town, Stanley, Virginia« | 1957 | © O. Winston / O. Winston Link Museum, Roanoke, Virginia

O. Winston Link: Stampfend und dampfend durch die Nacht

Ein Autokino, eine Geisterstadt, Rinder unter einer Brücke, eine Dame in ihrem Wohnzimmer – und immer mit im Bild: die dampfenden Loks der Norfolk & Western Railway. Das Stampfen der Maschine, das Pfeifen und Läuten, wenn die Stahllrosse durch die Ortschaft fahren, hört der Betrachter im Geiste gleich mit. Die Norfolk & Western Railway (N&W) war die letzte der großen Bahngesellschaften in den USA, die auf die Dampfloks setzte, während alle anderen bereits »verdieselt« waren. 1960 ging auch in Virginia das Zeitalter der Dampfrösser zu Ende.

Ogle Winston Link (1914–2001), Bauingenieur und PR-Fotograf aus New York City, hat diese Momente zwischen 1955 und 1960 in Virginia und den angrenzenden Staaten mit seiner Kamera eingefangen. Er präsentiert ein facettenreiches Stimmungsbild des ländlichen Amerika aus der Zeit der späten 50er Jahre. Innerhalb des rund 4000 Kilometer umfassenden Streckennetzes entstanden 2200 faszinierende Aufnahmen, nicht nur von den Maschinen, die den Anschluss an die Welt bedeuteten, sondern ebenso von den Bahnmitarbeitern, der Bevölkerung, der Architektur und den Landschaften. Link war

so besessen von seinem Sujet, dass er sogar den Sound der Dampfrösser aufnahm und ihn auf sechs Schallplatten veröffentlichte.

Die meisten Aufnahmen entstanden in stockfinsterner Nacht. Für jedes Foto fertigte Link einen eigenen Lichtplan an. Er führte Regie mit Blitzlicht und modellierte damit ganze Szenen. Hierfür benötigte er unzählige Blitzlichtlampen, denn jedes Blitzlicht war nur einmal verwendbar, dazu Reflektoren aus Aluminium, Stative, kilometerlange Kabel und Aggregate. Mit seiner selbst gebauten Synchronanlage konnte er gleichzeitig Hoch- und Querformat, Nahsicht und Weitwinkelaufnahmen, Szenen in Schwarz-Weiß und Farbe fotografieren. Die Kameras wurden Stunden vor der Ankunft der Dampfloks in Position gebracht, alles wartete auf den richtigen Moment. Über das Bild »Geisterstadt, Stanley, Virginia« von 1957 erzählte Winston Link: »First 51 überquert spät die Main Street in Stanley, nachdem der Fahrdienstleiter ihn in Roanoke aufhielt, um uns Zeit zum Aufladen unserer Blitzlampen zu geben. Drei Züge fuhren hier so kurz hintereinander durch, dass wir Nr. 64 bis 00.45 Uhr aufhalten mussten, damit wir 1st

51 südwärts und Nr. 64 nordwärts aufnehmen konnten. (...) In der völligen Dunkelheit und weil die Schienen hinter all den Gebäuden waren, konnten wir die 64 kriechen hören, Inch für Inch, aber wir waren immer in Sorge, sie würde plötzlich auftauchen und uns unvorbereitet erwischen. Das Geräusch, das bei Nacht über die Berge und Täler widerhallte, erzeugte das Gefühl, dass der 64 jeden Augenblick auftauchen würde, obwohl er in Wirklichkeit noch ziemlich weit entfernt war! Aber wenn er doch für die kurze Zeit auftauchte, die er brauchte, um die Straße zu überqueren, waren wir für jenen aufregenden Augenblick bereit. (...) Herr Karl Jenkins, Präsident der Handelskammer von Stanley, ließ uns, um aufzubauen, den Bereich unter dem Vordach seines Theaters benützen – ein Segen, um uns bei Regen zu schützen.« || cp

O. WINSTON LINK. RETROSPEKTIVE
Versicherungskammer, Kunstfoyer | Maximilianstr. 53
bis 26. Januar | täglich 9–19 Uhr | Eintritt frei
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de



Robert Karlsson in »Aquasonic« beim Festival Out Of The Box | © Jens Peter Engedal

Alles anders

Das Festival Out Of The Box sprengt den Rahmen von Hör- und Sehgewohnheiten. Eine Herausforderung für München.

RALF DOMBROWSKI

Es sagt sich so leicht: Nachhaltigkeit. Aber die Konsequenz, aus einer vagen, womöglich wichtigen, aber nur schwer greifbaren Idee ein künstlerisches Konzept zu machen, erfordert viel Ausdauer. Terje Isungset zum Beispiel hat es sich vor mehr als zwei Jahrzehnten in den Kopf gesetzt, als Percussionist mit den Materialien der Natur zu arbeiten. Er hat auf Stein getrommelt, auf unbehandelten Hölzern, manchmal auch auf dem Erdreich an sich, aber wirklich fasziniert hat ihn eines Tages Wasser in seiner gefrorenen Form. Denn Eis entwickelt besondere akustische Qualitäten. Der Klang erscheint metallisch und dumpf zugleich, wirkt mit dem Menschen verbunden und doch eigenartig erdenfern. Insbesondere natürlich gewachsene Eiskörper haben eine tönende Strahlkraft, die man weder mit einem künstlichen Instrument, noch mit Tiefkühlmasse aus der Retorte herstellen kann. Deshalb schwärmt der Norweger aus und sucht nach regionalen Eisspendern, die er für seine Musik verwenden kann. Nachdem er im vergangenen Jahr noch mit Kühltrailer von Norwegen aus unterwegs war, wird er für sein zweites Gastspiel im Rahmen des Out Of The

Box Festivals früher anreisen, um in den Alpen nach geeignetem Rohstoff für seine Ice Music zu suchen, die er dann als Auftakt der ungewöhnlichen Konzerte im Januar auf dem Dach des Hoch5 einsetzen wird, als Soundexperiment zusammen mit Gästen wie etwa dem Lichtdesigner Asle Karstadt und immer mit dem Blick darauf, neben dem Experiment an sich auch einen Hinweis auf die Vergänglichkeit und Fragilität des Natürlichen zu bieten.

Mit Terje Isungset setzt das Out Of The Box Festival eine Kooperation fort, die im vergangenen Jahr begonnen hat. Es kommen auch andere Künstler zum zweiten Mal, die außergewöhnliche Projekte verwirklichen. Wer es beispielsweise anno 2019 verpasst hat, eines der Gastspiele der dänischen Künstlergruppe von Aquasonic zu erleben, kann sich Ende Januar ins Werk 7 begeben. Wieder geht es um Wasser als Medium, nur diesmal umgibt es die Musiker vollständig. Denn »Between Music« erkundet die Welt der Klänge unter Wasser, die Möglichkeiten, neu zu komponieren, zu kommunizieren und überhaupt das Spektrum der menschlichen Hörgewohnheiten zu erweitern. »Pyanook« wiederum ist ein Versuchsaufbau des Pianisten Ralf Schmid, der seine Instrumente und seinen Körper mittels Datenhandschuh mit künstlichen Klangerzeugern koppelt, um auf diese Weise die Grenze zwischen analogem und digitalem Soundempfinden aufzulösen. Spektakulär ist auch das Projekt »Piano Vertical« des Schweizer Klavierkünstlers Alain Roche. Er hat 2013 angefangen, sein Klavier nicht mehr in der üblichen Form am Boden zu spielen, sondern lässt sich in die Luft ziehen, um kopfunter von einem Kran bewegt Musik in Zusammenhang mit den Orten zu gestalten, über

denen er schwebt. Bei Out Of The Box wird es die Baustelle des Konzerthauses sein, deren Geräusche er im Vorfeld gesammelt hat und in die Komposition integriert. Das Publikum kann dem Geschehen in der Früh bei Arbeitsbeginn folgen, auf Liegestühlen platziert mit dem Blick gen Himmel und in Richtung des vertikalen Flügels.

Damit nicht genug: Lawrence Malstaf schränkt den Lebensraum seiner Performer radikal ein, indem er sie in Plastikfolien verschweißt. Anna Blumenkranz bringt über kleine Lautsprecher und Sensoren Kleidung zum Schwingen. Tatjana Busch lässt Seifenblasen zu den Kompositionen des Artist in Residence Emmanuel Witzthum malen, der wiederum das ganze Festival über Klänge und Eindrücke sammelt, die er zur finalen Performance »Dissolving Localities« verbindet. Es gibt darüber hinaus Aktionen zum Mitmachen, ein sehr aktuelles Podium zum Thema Digitale Kultur, alles in allem also ein perspektivisch umfassendes Programm, das die künstlerische Leiterin Martina Taubenberger mit visionärem Blick auf die Seitenlinien des Gewohnten zusammengestellt hat. Ein Festival, das sich der ästhetischen Normalität entgegenstellt und gerade deshalb im Gedächtnis bleibt. Auch das hat etwas mit Nachhaltigkeit zu tun. ||

OUT OF THE BOX FESTIVAL
whiteBOX | Werksviertel am Ostbahnhof | 10. Jan. bis 2. Feb.
verschiedene Zeiten | Tickets: 089 54818181 | www.outofthebox.art

Von Rameau ...

Das Symphonieorchester des BR startet mit Gedenken und viel Verve ins neue Jahr.

KLAUS KALCHSCHMID

Das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks bietet im Januar so viele verschiedene Programme wie selten innerhalb eines Monats, die Hälfte davon als Benefizkonzerte. Dabei spannt sich der Bogen von »Les Boréades«, der letzten Oper Jean-Philippe Rameaus, komponiert 1763, aber erst im 20. Jahrhundert uraufgeführt, bis zu George Benjamins 1993 vollendetem Orchesterwerk »Sudden Time«. Mit dem 1983 geborenen Robin Ticciati, Iván Fischer, Sir Simon Rattle und dem 83-jährigen Zubin Mehta kommen vier bedeutende Dirigenten aus drei Generationen nach München. Der Reigen der Konzertprogramme, die zumeist im Herkulesaal gespielt werden, beginnt unter Ticciati mit Auszügen aus Wagners Bühnenweihfestspiel »Parsifal«, das Claudio Abbado 2002 zu einer hauptsächlich instrumentalen Suite verdichtet hat, die zum konzentrierten Hören geradezu zwingt. Nach dem Vorspiel zum ersten Aufzug folgen aus dem dritten der »Karfreitagszauber«, die Verwandlungsmusik zum letzten Bild samt Chor der Gralsritter und die Schlusszene mit dem Auftritt Parsifals, der den heiligen Speer zurückbringt und damit die Wunde von Amfortas

heilt, endend beim hellsten Erleuchten des Grals mit dem mystisch schwebenden »Erlösung dem Erlöser« der Ritter und gesungen von Stimmen »aus der Höhe«. Nach »Sudden Times«, George Benjamins raffinierter Studie für großes Orchester, die oftmals zu fein schraffierter Kammermusik reduziert ist, rundet die letzte Symphonie von Jean Sibelius den Abend ab.

Mariss Jansons hätte die beiden folgenden Konzerte, darunter eines zugunsten des »SZ-Adventskalenders für gute Werke«, dirigieren sollen, nun übernimmt sie Ivan Fischer. Neben einem Mozart-Klavierkonzert mit Igor Levit steht Tschairowskys Vierte auf dem Programm. Einen Tag vorher, am 15. Januar gibt es ein Gedenkkonzert für den am 1. Dezember verstorbenen Chefdirigenten des Symphonieorchesters des BR mit Gustav Mahlers zweiter Symphonie unter Zubin Mehta mit den Solistinnen Golda Schultz und Gerhild Romberger. Werk und Datum sind nicht zufällig gewählt, denn am 14. Januar 2020 hätte Jansons seinen 77. Geburtstag gefeiert. Er dirigierte Mahlers Zweite immer wieder, nicht zuletzt 2013 bei einer Tournee mit seinem Orchester unter

anderem in Salzburg, London, Luzern und Edinburgh. Der Reinerlös des auf verschiedenen Kanälen audiovisuell übertragenen Konzerts fließt in die »Stiftung Neues Konzerthaus München«, einem Projekt, das Jansons seit 16 Jahren mit Herzblut gefordert und gefördert hat.

Ein exquisites, ebenfalls latent opernhafes Programm bietet auch Sir Simon, wenn er der Ouvertüre zu Robert Schumanns einziger Oper »Genoveva« das späte Hornkonzert von Richard Strauss folgen lässt, das dieser 1942 unmittelbar nach seiner letzten Oper »Capriccio« komponierte, sowie die instrumentale Liebesszene aus »Roméo et Juliette«, der »Dramatischen Symphonie« von Hector Berlioz. Eine Suite aus »Les Boréades«, der letzten Oper von Jean-Philippe Rameau, bietet noch einmal – wie Wagners »Weltabschiedswerk« – einen Schwanengesang. ||

**SYMPHONIEORCHESTER
DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS**
Herkulesaal, Philharmonie | 9., 10.,
15.–17., 30., 31. Januar | 20 Uhr
Tickets: 0800 5900594 | www.br-so.de

...bis heute

Anzeigen

OPER, BALLETT,
KONZERT, LIED

OPER FÜR ALLE

FESTSPIEL-
WERKSTATT
22.6.-28.7.2020
*Zeitgenössisches
Musiktheater*

CASTOR
ET POLLUX
26.6.2020
Premiere

FALSTAFF
5.7.2020
Premiere

BAYERISCHE
STAATSOPER
21.6. - 31.7.2020
MÜNCHNER
OPERN-
FESTSPIELE

Tickets / Infos
T +49 (0)89 21 85 19 20
staatsoper.de/festspiele

Die Bearbeitung aller
schriftlichen Bestellungen
beginnt am 1.2.2020.

Der Schalter-, Telefon-
und Onlineverkauf
startet am 28.3.2020

Partner der Opernfestspiele
BMW München

RESIDENZ
THEATER

PREMIERE 23 JAN 2020

INSZENIERUNG JULIA HÖLSCHER

VOLKSTÜCK VON MARIELOUISE FLEIßER

**DER
STARKE
STAMM**

NÄCHSTE VORSTELLUNGEN
SA 25, SO 26 JAN
sowie SO 2, DO 6, SA 8
& MO 24 FEB 2020

KARTENTELEFON Tel. +49 (0)89 2185 1930
www.residenztheater.de/der-starke-stamm

Ein Gespür für Bartók

Die Dirigentin Oksana Lyniv ist zurück an der Staatsoper, mit einem anspruchsvollen Bartók-Abend.

WOLF-DIETER PETER

Warum schreiben Frauen Gewalttätern und Mördern ins Gefängnis? Warum steigert sich ein derartiger Kontakt bis zu Heirats- und Kinderwünschen? Den mitdenkenden Opernfreund könnten solche Fragen beschäftigen, wenn er die Kernhandlung von Béla Bartóks faszinierend dunklem Einakter »Herzog Blaubarts Burg« liest. Warum verlässt eine blühende junge Frau ihre Eltern und folgt einem von mörderischen Gerüchten umgebenen, älteren Mann in sein düsteres Schlossgefängnis? Sie öffnet in Form von symbolischen Türen seine Abgründe: Folterkammer, Waffenlager, Schatzkammer, Zaubergarten mit blutigen Blumen, endlos blutige Weite, Tränensee. Diese sechs Facetten Blaubarts schließen sich, als Judith insistiert, auch die siebente Tür zu seinen früheren Lieben zu öffnen. Schweigend treten Blaubarts drei Frauen als »Morgen«, »Mittag« und »Abend« hervor. In grandios seltsamer Verklärung bannt Blaubart Judith nun als seine »Nacht«, verschließt alle vier Frauen und bleibt in Finsternis zurück. In faszinierender Musik – den sieben Türen entsprechen wie im Regenbogenspektrum sieben Orchesterfarben – verschmilzt Béla Bartók Symbolismus,

Psychopathologie, dramatische Gewaltdrohung und glühende Liebesemphase – eine ganz für sich stehende Klangwelt, zu der Dirigentin Oksana Lyniv eine lange Beziehung hat. So wie in den Jahren ihrer Ausbildung die nationale ukrainische Volksmusik gesammelt wurde, schrieb Bartók über 10.000 Volkslieder nieder. Für Lyniv ein wichtiger Bestandteil seiner Kunst: »Das hatte starken Einfluss auf seinen Kompositionsstil, auf dem Gebiet der Harmonik. Im »Blaubart« liegt die stärkste Verbindung zur Volksmusik im Verhältnis zwischen Wort und Musik. Die Prosadeklamation folgt dem Rhythmus der ungarischen Sprechmelodie mit dem Akzent auf der ersten Silbe.« Und anno 2016, mitten in ihren Jahren an der Seite von Kirill Petrenko an der Bayerischen Staatsoper, dirigierte Lyniv im ungarischen Miskolc bereits einen »Bartók Marathon«, im Einzelnen »Blaubart« zusammen mit den Balletten »Der wunderbare Mandarin« und »Der holzgeschnittene Prinz«.

Jetzt freut sich Oksana Lyniv, am Ende ihrer Chefdirigentinzeit an der Oper Graz und vor dem Beginn ihres Starts in die Opernwelt mit den Stationen Paris, London, USA nach München zurückzukehren. Vor



Oksana Lyniv | © Wilfried Hösl

dem »Blaubart«-Einakter wird sie das Bayerische Staatsorchester in Bartóks »Konzert für Orchester« dirigieren. Das Werk gilt auch in der Zweitfassung von 1945 als klanglich reizvoll und sehr zugänglich. Bartók hat gezielt »Konzert« statt »Symphonie« gewählt, weil er für einzelne Instrumente und Gruppen mehrfach solistische Passagen komponiert hat: »Sein Stil ist mir sehr nahe, er erfordert rhythmische Genauigkeit, große Vorstellungskraft und Emotionalität.« Die für ihre eigenwilligen szenischen Interpretationen bekannte Regisseurin Katie Mitchell hat dafür von Grant Gee einen Film drehen lassen, in dem die beiden Protagonisten ihrer anschließenden »Blaubart«-Bühneninszenierung spielen, auch wenn mit dem Titel »Judith« die Regisseurin die Frau hervorhebt. All das lässt einen spannenden Musiktheaterabend erwarten: Süffige Oper gibt es ja genug – darf es jetzt auch mal was anderes sein? ||

JUDITH/HERZOG BLAUBARTS BURG
Nationaltheater | 1., 4., 7., 9., 13., 16. Feb.
19 Uhr (sonntags 18 Uhr) | Tickets:
089 21851903 | www.staatsoper.de

So viel wie möglich

Der Kölner Trompeter Frederik Köster liebt das Neue, am besten mit seinem Quartett »Die Verwandlung«.



Frederik Köster & Die Verwandlung | © Unterfahrt

KLAUS VON SECKENDORFF

Louis Armstrong und Chet Baker haben es getan, der wunderbare Vince Jones tut es leider nur noch in Australien, und Till Brönner mag davon nicht lassen. Sein Kollege Frederik Köster hat bisher nur in Konzerten gesungen. Nun tut es der Kölner Trompeter erstmals auf der Ende Januar erscheinenden CD »Golden Age« seiner Formation »Die Verwandlung«. So nennt man eine Band nicht ungestraft. Fragt sich also, wie erneuerungsfähig sich das Quartett seit der Gründung vor rund sechs Jahren gezeigt hat. Die Mitglieder jedenfalls blieben konstant, ganz dem Band-Ideal des Trompeters folgend, das er einmal erstaunlich nüchtern so formuliert hat: »Bands kommen und gehen, hängen sich rein, spielen ein Jahr und dann sind sie weg. Man muss bei jeder Platte wieder neu anfangen, Klinken putzen. Es ist leicht, sich engagieren zu lassen für

einen Job, aber da hat man Faktoren, auf die man keinen Einfluss hat. Man spielt vielleicht Musik, die man nicht mag.« Keyboarder Sebastian Sternal, Kontrabassist Jascha Oetz und Schlagzeuger Jonas Burgwinkel, allesamt zur Kölner Szene zählend, scheinen jedenfalls mit sich im Reinen zu bleiben im Köster-Kosmos, der aber auch so vielseitig von Funk bis Kammerjazz reicht, von Ethno-Beeinflusstem bis zu elektronischen Effekten, dass es nahelag, 2018 beispielsweise mit einem philharmonischen Orchester für Verwandlung zu sorgen oder drei Jahre zuvor im Duo mit Sternal für das Programm »Canada« die feinen Töne auszuloten. Dass Köster selbst bei Fusionverwandtem kein bisschen nach Miles Davis klingt, bei arabisch inspirierten Titeln zugleich nach Balkan, dass er selten mit Dämpfer spielt, meist

mit strahlendem Ton, mit reichlich Biss, ohne schrill zu werden, macht ihn unverkennbar im deutschen Umfeld. Sebastian Sternal wiederum sitzt gerne am E-Piano Fender Rhodes, dessen Sound er per Ringmodulator auch mal radikal verzerrt. Romantische Passagen am Flügel liegen ihm allerdings ebenso, wie nicht nur das von Köster herzerwärmend gesungene CD-Finale »(To The) Evening Star« beweist. So ist stark zu vermuten, dass die mit Jazzpreisen verwöhnten Bandmitglieder im »Golden Age« keine Entzugerscheinungen befürchten müssen! ||

FREDERIK KÖSTER & DIE VERWANDLUNG
Jazzclub Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 31. Jan.
21 Uhr | Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Anzeige

MKO

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — »WÄRME« SAISON 19/20 — 4. ABO
23.1.2020, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR — GEORG NIGL BARITON
HELMUT LACHENMANN SPRECHER; CLEMENS SCHULDT DIRIGENT
WAGNER »SIEGFRIED-IDYLL«; EISLER »ERNSTE GESÄNGE«; BEETHOVEN
AUSZÜGE »DIE GESCHÖPFE DES PROMETHEUS«; LACHENMANN »...ZWEI
GEFÜHLE...« — 18.30 UHR DISKUSSIONSREIHE »WÄRME UND WALLUNG«
IN KOOPERATION MIT DER SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG — WWW.M-K-O.EU



Bayerisches Staatsministerium für
"Wissenschaft" und Kunst



Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

bezirk oberbayern

MEDIENTHEATER
BR
KLASSIK

Die Hoffnung von einst

Die Shoegaze-Pioniere Ride legen ihren Klangteppich über das Strom.

MATTHIAS PFEIFFER

Das Magazin »Melody Maker« kürte sie 1990 zum Hoffnungsträger des Jahres. Sechs Jahre später war aber Schluss. Mit dem festen Platz auf dem Rock-Olymp wurde es nichts, dafür mit dem Pionierstatus in der Indie-Ruhmeshalle. Die Band Ride gründete sich 1988 in Oxford. Einflüsse wie The Smiths oder Sonic Youth verwoben sie zu einem eingängigen und trotzdem abgehobenen Gebräu, das unter dem Begriff Shoegaze bekannt ist, eine Einordnung, mit der der Sänger und Gitarrist Andy Bell allerdings bis heute nichts anfangen kann. Gitarrenwände, Verzerrerorgien und trotzdem wunderschöne Popmelodien – Anfang der Neunziger jedenfalls war das neu und aufregend. Die Alben »Nowhere« und »Going Blank Again« schafften es sogar in die vordersten Chart-Ränge. Auch Kult-DJ John Peel war begeistert und lud sie in die BBC-Studios ein.

Und dann begann das Schiff zu sinken. Die Differenzen zwischen den Songwritern Andy Bell und Mark Gardener wurden immer größer. Für »Carnival of Lights« beanspruchte jeder eine eigene Plattenseite. Zwar konnte



Hier stehen sie mal still: Ride | © Steve Gullick

Deep-Purple-Keyboarder Jon Lord als Gaststar gewonnen werden, doch die Sache blieb unausgegoren. Und auch die Musikwelt änderte sich. Nach den verträumten Experimenten der Shoegaze-Welle war der radio-

taugliche Britpop von Oasis und Blur jetzt das Ding der Stunde. Ride versuchten also, ihren Sound anzupassen. Das Ergebnis »Tarantula« floppte völlig und die Band brach auseinander.

Erst 2014 raufte man sich wieder zusammen und beehrte das Primavera Festival in Barcelona – angekündigt lediglich durch ein schwarzes Plakat mit dem weißen Schriftzug »RIDE«. Es sollte wieder drei Jahre dauern, bis mit »Weather Diaries« eine neue Platte produziert wurde. Auf dem aktuellen Album »This is Not a Safe Place« hat man wieder zum Sound der Anfangstage zurückgefunden. Ein zweites »Nowhere« ist es natürlich nicht, experimenteller Pop ist 2019 eben auch nichts mehr Exotisches. Aber die alte Ride-Formel zwischen Ohrwürmern und luziden Sphären funktioniert immer noch. Deshalb lohnt es sich auch, Anfang Februar auf einen Tauchgang durchs Klangmeer ins Strom zu gehen. ||

RIDE

Strom | Lindwurmstr. 88 | 3. Februar | 20 Uhr
Tickets: 01806 570070 | www.strom-muc.de

Trommeln genügt nicht

Der Schlagzeuger Manu Katché ist ein Derwisch des Rhythmischen. Und er macht in München Station.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Vieles ist er in seinem Leben gewesen, aber irgendwann wollte er sich auf zwei Dinge konzentrieren: Schlagzeug spielen und Komponieren. Folgerichtig hat der französische Drummer Manu Katché seine jüngste Platte deshalb »The Scope« genannt. Tatsächlich hat er schon einiges erlebt. Der in einem Pariser Vorort aufgewachsene Sohn afrikanischer Einwanderer von der Elfenbeinküste machte einst mit noch nicht 30 Jahren den englischen Popstar Peter Gabriel auf sich aufmerksam, wegen seines ungewöhnlich melodiosen Schlagzeugspiels. Von da an ging es zügig voran als drummender Sideman von Stars wie

Sting, Joni Mitchell, Tracy Chapman, Youssou N'Dour oder Jan Garbarek. Doch seine frühe Geschichte als Schlagzeuger der Rock- und Popbranche ließ Katché hinter sich, nachdem er den Produzenten Manfred Eicher kennengelernt hatte. Ein paar Demos genügten dem Chef des Labels ECM, um Katché die Option anzubieten, wenn er was aufnehmen wolle, solle er es einfach nur sagen. So kam im Jahr 2005 mit »Neighbourhood« die erste CD unter eigenem Namen heraus, die ein weites Spektrum der Ausdrucksmöglichkeiten präsentierte. Ganz im



Derwisch mit Hut: Manu Katché | © Arno Lam

Sinne seiner klassischen Ausbildung, die er am Pariser Conservatoire Supérieur genossen hat, ging es um auskomponierte Stücke, in denen Katché sein Talent als Melodiker ausleben konnte. Einfach draufhauen, wie das bei Rock und Pop funktioniere, ließ er in Interviews wissen, wäre eh nie sein Ding gewesen. Wobei Katché keineswegs begonnen hatte, Vorhersehbares zu produzieren. Trotzdem er

sich, wie auch jetzt bei seinem aktuellen Album, auf Schlagzeug und eigene Kompositionen konzentriert, hat er doch all den musikalischen Reichtum bewahrt, den er in seiner frühen Karriere gesammelt hat. Mit Nonchalance zelebriert er seinen ganz persönlichen Mix aus Pop, Rhythm & Blues, Dub, Jazz und World. Und mit »The Scope«, seiner aktuellen CD, hat er ein beeindruckendes Programm aus Jazzfusion und Reggae zusammengestellt, das er auch auf der Bühne vorstellt. Die Musiker seines Quartetts, mit denen Katché auf neuen elektronischen Pfaden wandelt, sind Jerome Regard am Bass, der Gitarrist Jim Brandcamp und der Keyboarder Elvin Galland, ein pffiffiges Team aktueller französischer Spitzenmusiker. Dürfte ein spannender Abend in der Muffathalle werden. ||

MANU KATCHÉ

Muffathalle | Zellstr. 4 | 29. Januar | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Flagge zeigen

Die Hamburger Popband Kettcar bezieht Stellung im Wirrwarr der Diskurse. Erfreulich live zu hören.

JÜRGEN MOISES

Pop und Politik. Das ist eine komplizierte und auch schon vielfach diskutierte Angelegenheit. Und sobald darüber geredet wird, bilden sich, vereinfacht, meistens zwei Lager. Da wären die einen, für die Pop für Disco, Tanz, Ekstase und die Feier des Jetzt steht. Und da sind die anderen, welche in der Musik ein Vehikel für politische, emotionale oder poeti-



Kettcar | © Andreas Hornoff

sche Botschaften sehen, lieber Diskurs statt Disco wollen und den Rausch, die ekstatische Selbstfeier eher verdächtig finden. Als vor zwei Jahren das Album »Ich vs. Wir« der Hamburger Band Kettcar herauskam, wurde diese

Diskussion mal wieder recht vehement geführt. »Next Exit Kirchentag« spotteten die einen wegen der politischen, Themen wie Pegida oder den Mauerfall verhandelnden Texte von Sänger Marcus Wiebusch. Andere nannten »Ich vs. Wir« gerade wegen der klaren Stellungnahmen eines der wichtigsten deutschen Alben des Jahres.

Was auffällig ist: Als im März 2019 mit der EP »Der süße Duft der Widersprüchlichkeit (Wir vs. Ich)« gewissermaßen die Fortsetzung oder, wie die Band selber meinte, das »Komplementärwerk« dazu erschien, nahmen das zumindest die größeren Medien kaum wahr. Und das, obwohl der politisch aufgeladene Gitarrenpop darauf im Grunde nach dem gleichen Muster funktioniert und der Song »Scheine in den Gräben« über Wohltätigkeit als moralischen Ablasshandel sogar mit Gästen wie Bela B, Schorsch Kamerun, Sookee, Felix von Kraftklub und Gisbert zu Knyphau-

sen aufwartet. Der Grund? Ein medialer Abnutzungseffekt? Die endgültige Diskursheiterheit des Hip-Hop? Oder der Eindruck, dass aktuell Pop UND Politik angesichts des Klimawandels und des unerbittlichen Engagements der Fridays-for-Future-Jugend beide irgendwie alt aussehen? Marcus Wiebusch & Co. haben jedenfalls nun vor ein paar Monaten (wie auch schon 2013) eine Bandpause angekündigt. Davor werden die Musiker Anfang 2020 aber noch mal auf Tour gehen. »... und das geht so« heißt sie, genauso wie das neue Livealbum von Kettcar, das (als Trost für kommende Zeiten?) im November herauskam. ||

KETTCAR

Muffathalle | Zellstr. 4 | 28. Januar | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Von Männern und Mythen

Heavy Metal ist eine der erfolgreichsten Gattungen der Rockmusik. Dirk Wagner wagt sich an eine kleine Geschichte des Phänomens.

DIRK WAGNER

Die Anekdote vorab: Vielleicht lag es auch nur daran, dass Kiss ohne Paul Stanley eben nicht Kiss sind. Weil dieser nämlich erkrankt war, spielte die restliche Band ohne ihn ihr wohl ungewöhnlichstes Konzert der vermutlich noch Jahrzehnte andauernden Abschiedstournee: Sie rockten vor der australischen Küste ein Konzert für Haie. Gleichwohl sie die Band unter Wasser gar nicht sehen dürften, stand Dreiviertel der Mannschaft dennoch vollständig kostümiert auf einem Ausflugsboot, mit dem Matt Waller Touristen zu den Haien führt. Statt mit Kadavern, wie das die Kollegen handhaben, lockt er die Tiere allerdings mit Musik an. Genauer: mit Heavy Metal, der über Lautsprecher direkt ins Unterwasserparadies dröhnt. Und tatsächlich werden die Raubfische von diesem Sound angezogen. Dabei würden Songs von AC/DC die Haie sogar beruhigen, behauptet der Meeres-Scout, derweil Death Metal sie angeblich nur lockt, weil dessen Vibes denen von sterbenden Tieren ähneln. Doch als Kiss 2019 ins Wasser rockten, lockte anscheinend weder die Musik selbst noch die unterstellte Aussicht auf ein verendendes Tier. Die Haie blieben einfach weg. Ist das am Ende der Beweis dafür, dass Kiss gar keinen Heavy Metal spielen? Vielleicht sollte man den Gegenteil wagen und die Band in einem Labor der Mississippi State University auftreten lassen. Hier haben Biologen nämlich Marienkäfer 18 Stunden lang mit Heavy Metal beschallt. Daraufhin hätten die Insekten signifikant weniger Blattläuse gegessen als deren Kontrollgruppe. Sollte die Musik von Kiss auch hier niemandem auf den Magen schlagen, kann man sie getrost aus der Metal-Schublade entfernen.

Bleibt nur die Frage: Was ist überhaupt Heavy Metal, wenn man ihn nicht an den Äußerlichkeiten der mit diesem Stil üblicherweise verbundenen Musiker festmachen mag? Aufgefallen ist der Ausdruck Heavy Metal jedenfalls das erste Mal Mitte der Sechziger in Texten des amerikanischen Schriftstellers William S. Burroughs, der ihn als eine Metapher für Suchtmittel nutzte. Besungen hat ihn kurze Zeit später die Band Steppenwolf in ihrem Smashhit »Born To Be Wild« als »Heavy Metal Thunder«. Zugleich lieferten ausgerechnet die Beatles mit einigen Songs Beispiele dafür, wie solcher Hartmetalldonner rumpelt: als ein holterdipolterndes »Helter Skelter«, ein dröhnendes »I Want You (She's So Heavy)« oder ein dem Genreklichee entsprechendes »Hey Bulldog«. Derweil andere Rockhistoriker nicht müde werden, der Band Led Zeppelin die Entwicklung des Bluesrocks zum lärmenden Heavy Metal zuzuschreiben, erkennen Rückbesinnungen anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der ersten King-Crimson-LP, dass auch dieser Meilenstein einer beginnenden Progrock-Legende mit einem Thor-Hammer-schweren Metalstück beginnt, dem »21st Century Schizoid Man«. Immerhin belegt auch ein aktuell bei YouTube zu sichtender Konzertausschnitt, wie irritiert einige Rolling-Stones-Fans auf diesen neuen Sound reagierten, als King Crimson ihn im Vorprogramm des 1969er Hyde-Park-Konzerts der Starrocker präsentierten.

Die mit den Bands gemeinsam reifende Technik ermöglichte bald darauf Effekte, die allein schon den Gitarrensound einiger Musiker als physisch greifbaren Starkstrom erscheinen ließ. Die Schlagzeuger begegneten dem akustischen Dominanzgebaren mit einem raumgreifenden Ausbau ihrer Schießbuden, die neben Bataillonen von Toms bald auch zwei Kickdrums führten. Und natürlich



Kommt essen, die Steaks liegen auf dem Grill! Steel Panther, die Charmeure des Genres | © David Jackson



Hässliche Monster: Skripknot | © Paul Harries

folgte der instrumentellen Aufrüstung auch der nötige Musikantenwettbewerb. Immer rasanter fingerten die Gitarristen über die Saiten, immer schneller stampften die Drummer mit Hilfe von Doppelfußmaschinen in die Kickdrums. Wie mit einem Maschinengewehr bretterten die Beats nun in die turbulenten Gitarren-Akrobatiken, die von den Metalfans anerkennend gefeiert wurden, für Außenstehende aber oft nur wie ein übertrieben lauter Staubsauger klangen.

In dem Augenblick offerierte nun der Sänger als weiterer Phänotyp sein goldenes Kehrlchen. Leidenschaftlich, ja geradezu selbstvergessen rührte, grunzte und kreischte er dergestalt ins Mikrofon, dass Assoziationen mit der Hölle oder wenigstens der Apokalypse aufkamen. Gemessen an Schallplattencovern und Konzertplakat-Ästhetiken sind das auch bewährte Themen der Rocker auf der Schnellstraße zur Hölle, immer in Begleitung des Teufels oder hässlicher Monster. Alles Böse scheint von der Metalmusik gefeiert zu werden. Dass darin auch mal soziale Ungerechtigkeiten, Kriege oder Umweltzerstörungen thematisiert werden, weiß schließlich nur, wer in diesem Lärm auf die Texte achtet. Der Rest sieht auf entsprechenden Konzerten nur harte Jungs und Frauen, die übrigens zu den wenigen Rockfans zählen, die im Bedarfsfall sofort eine Rettungsgasse hinbekommen, und das auch während eines mitreißenden Konzerts. Zudem hat der Psychologieprofessor Bill Thompson von der Macquarie University in Versuchen seine These widerlegt, dass Metalfans ob ihrer ständigen Konfrontation mit

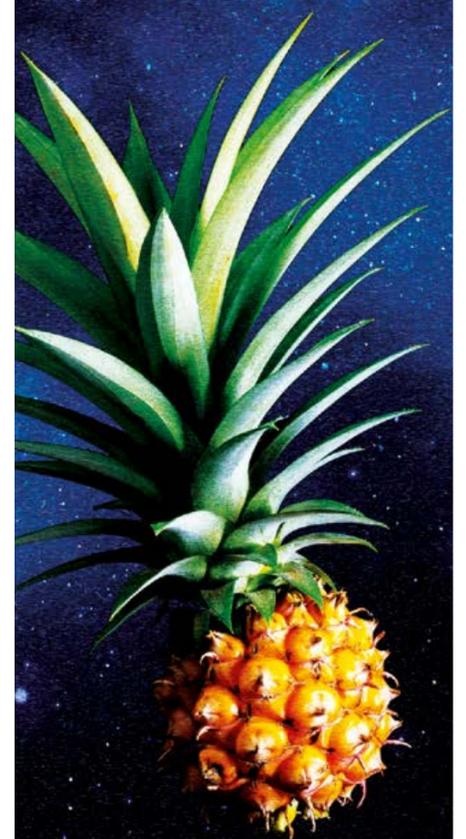
ästhetisierter Gewalt weniger empfindlich auf Bilder reagieren, die von anderen Testpersonen als gefährlich gedeutet wurden. Dabei hatte längst schon eine englische Studie unterstellt, sie hätten ohnehin Minderwertigkeitskomplexe, die sie mit ihrer lauten Musik kompensieren. Alles Quatsch, sagen wieder andere Forscher. Wer sich auch optisch so sehr außerhalb der Gesellschaft stellt, ist stets gefordert und darum selbstbewusst und lösungsorientiert. Auf Metallfestivals werden solche Studien freilich nicht gelesen. Stattdessen werfen die harten Gesellen und Gesellinnen hier ein paar Steaks auf den Grill, der inmitten des mit einem kleinen Campingzaun gesicherten Terrains vor dem Hauszelt aufgestellt ist. Direkt neben den Campingmöbeln und dem Rockergartenzweig mit dem Messer im Rücken. Denn auch das unterscheidet den Metalfan von anderen Rockfans. Er liebt die Ordnung sowie Duftbäume im SUV. ||

HEAVY METAL IN MÜNCHEN

SABATON | 19. Jan. | Olympiahalle
 BROTHERS OF METAL/ELVENKING | 20. Jan. Backstage
 GLORYHAMMER | 25. Jan. | Backstage
 DIMNU BORGIR/AMORPHES | 28. Jan. | Tonhalle
 STEEL PANTHER | 29./30. Jan. | Backstage
 SLIPKNOT | 9. Feb. | Olympiahalle
 Tickets: 089 54818181, www.muenchenticket.de

Anzeige

#HochX
 #Theater
 #SpaceObstity



www.hochx.de

II VORMERKEN! |||||

10.–12. Januar

À JOUR – ZEITGENÖSSISCHE CHOREOGRAPHIEN

Nationaltheater | 19.30 Uhr | Tickets: www.staatsballett.de, 089 21851920

Nach Petits »Coppélia« (1975), Neumeiers »Der Nussknacker« (1971) und neben Grigorovichs »Spartacus« (1968) zeigt das Bayerische Staatsballett auch einmal, wieder einmal Choreografien von heute. In der Reihe »À jour« steht ein Abend mit Neukreationen von Andrey Kaydanovskiy, Edwaard Liang und Yuka Oishi auf dem Programm, der bei den Opernfestspielen im Juni 2019 Premiere hatte. Zum zweiten Satz aus Schuberts Streichquartett »Der Tod und das Mädchen« variierte Edwaard Liang das klassische Todes-Sujet mit einer diabolischen Männergruppe und einem Dreieck mit dem Tod und zwei Zwillingsschwestern, die den Tod ausspielen. Eine seltsame »Sacre«-Version hat die Japanerin Yuka Oishi für den ständigen Gast-Solisten Sergei Polunin kreiert. Ein häufiger Gast wird auch der Wiener Andrey Kaydanovskiy sein, denn Ballettdirektor Igor Zelensky hat ihn für fünf Jahre als Hauschoreografen engagiert. Kaydanovskiy wählte für seine, die dritte Todesgeschichte des Abends ein Hotel als Schauplatz für einen Krimi, der mit dem Ende, dem Mordfall, beginnt und dann rückwärts abschnurrt.

17.–19. Januar

LENA GROSSMANN: »CODE AND SHADOW; REVERSE TRIO«

Kunstraum München | Holzstr. 10 | 16–19 Uhr, Eintritt jederzeit | www.kunstraum-muenchen.de

Der Körper denkt. Aber wie? Die Münchnerin Lena Grossmann hat an der Münchner Kunstakademie bei Olaf Nicolai dreidimensionales Gestalten studiert, danach Komposition an der Zürcher Hochschule der Künste bei Isabel Mundry. Sie arbeitet als Choreografin, auch mit Sprache. Mittels eigener Notationen kreiert sie Situationen, Handlungen und Bewegungsabläufe im Raum. Grossmann wurde mit diversen Stipendien und Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2019 von der Kunstakademie, mit dem Bundespreis für Kunststudierende und der Optionsförderung der Landeshauptstadt für diese »performative Raumstruktur«, die sie im Kunstraum München realisiert.

18./19. Januar

JOANA TISCHKAU: »BEING PINK AIN'T EASY«

Münchner Kammerspiele, Kammer 3 | 18 Uhr (18.1.)/20 Uhr (19.1.) | Tickets: www.kammerspiele.de | 089 23396600

Die Kammerspiele haben wieder etwas auf die Beine gestellt: ein »Festival zu globaler Kunst und Institutionskritik«, betitelt »Friendly Confrontations«. Im Rahmen dieses interessanten, vielfältigen Angebots vom 16. bis 19. Januar ist auch eine Tanz-Performance von Joana Tischkau zu Gast. Die Frankfurterin machte zuletzt 2019 mit »PLAYBLACK«, ihrer Masterabschluss-Inszenierung am Gießener Institut für Angewandte Theaterwissenschaft auf sich aufmerksam. Postcolonial, Pop und intersektionellen Feminismus kombiniert sie in ihrer künstlerischen Untersuchungspraxis. Diesmal beschäftigt sie sich mit Images übersteigerter Männlichkeit – und der Lieblingsfarbe nicht nur von Barbie, nämlich Pink. Bleiben weiße Cis-Männer hegemonial, so eine der Fragen, wenn sie sich mit Merkmalen »anderer« Orientierung schmücken? Der Schweizer Rudi Áneas Natterer, ein Contact-Improvisation-Spezialist, performt als sanfter rosiger Rapper.

4.–8. März

TANZPLATTFORM DEUTSCHLAND 2020

Verschiedene Spielorte | Infos: www.tanzplattform2020.de, Tickets: 089 5481818, www.muenchenticket.de

Die Tanzplattform Deutschland ist ein unverzichtbares Highlight für Fachbesucher*innen und das Publikum, denn die biennale Präsentationsplattform macht mit der Auswahl einer stets wechselnden Jury die bemerkenswertesten Positionen im zeitgenössischen Tanz sichtbar und lässt damit aktuelle Entwicklungen verfolgen. 1994 wurde sie vom Münchner Veranstalter Walter Heun, Nele Hertling, der Leiterin des Berliner Hebbel-Theaters, und vom Frankfurter Dieter Buroch, dem Intendanten des Künstlerhauses Mousonturm, gemeinsam gegründet. Weitere Häuser und Veranstalter schlossen sich an, und nach 22 Jahren findet sie wieder einmal in München statt. Aus 500 gesichteten Kandidat*innen wählte die Jury 15 Produktionen aus. Das Spektrum reicht (alphabetisch) von Saša Asentić bis Kat Válastur; vom Solo der Berlinerin Jule Flier (einer Auseinandersetzung mit den Ton-Tänzen Valeska Gerts) bis zur Choreographie Sharon Eyals für das Ensemble von tanzmainz, die 2018 mit dem Theaterpreis DER FAUST ausgezeichnet wurde. Mit »Unstern« ist auch ein Münchner, Moritz Ostruschnjak, vertreten. Obwohl in den fünf dicht gepackten Tagen die meisten Produktionen zweimal gezeigt werden, ist der Andrang groß: der Vorverkauf beginnt im Januar. Also rasch Tickets sichern, intensive Erfahrungen sind garantiert.

Dialog zwischen den Generationen

Drei Fragen an Jasmine Ellis zu ihrer Produktion »everything blue«, drei Antworten aus der Werkstatt.



»everything blue« von Jasmin Ellis Projects © Ray Demski

Das Bild zur Produktion zeigt ein aus Splintern verschiedener Ansichten zusammengesetztes Gesicht, ein »Doppelporträt« des in Wien arbeitenden brasilianischen Tänzers und Choreografen Evandro Pedroni und der Münchner Choreografin und Tanzfilmregisseurin Jasmine Ellis mit kanadischen Wurzeln. Auch der Titel des Abends ist entsprechend komponiert: »everything blue« besteht aus Ellis' »Everything goes.« und Pedronis »BLUE«, zwei interagierenden Teilen, die von je drei Tänzer*innen performt werden. Beide fragen nach der Herausforderung, im Kontakt mit dem anderen, bei der Kommunikation vorgeprägte Sichtweisen aufzubrechen.

Weshalb wollten Sie zwei verschiedene Perspektiven zweier Choreografen in einem Stück kombinieren bzw. kontrastieren?

Ich denke, dass die Wahrheit bei allem irgendwo zwischen den Perspektiven vieler Menschen zu finden ist und nicht auf der Basis einer einzelnen Sicht auf die Welt. Speziell in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Polarisierung. Ich war begeistert Evandro Pedroni zur Entwicklung eines Stücks einzuladen, die auf demselben Konzept basiert, nämlich der Idee, dass die Kombination vieler künstlerischer Visionen helfen kann uns dem näherzubringen, was wir suchen. Das Zusammenspiel verschiedener Perspektiven kann eher aufregend und bereichernd sein als störend.

Beschäftigt sich ihr Stück mit dem Dialog zwischen unterschied-

lichen Generationen? Und wie kann ein solcher Dialog ein generelles Modell von Kommunikation und Interaktion werden?

Das Interesse für die Sichtweise anderer und der Respekt vor ihren Erfahrungen könnte die Grundlage für Interaktionen zwischen jedermann bilden. Allerdings kann das besonders schwierig sein, wenn man es mit jemandem aus einer anderen Generation zu tun hat. Die Aufführung wird kein allgemein gültiges Modell liefern, erfolgreich zu kommunizieren, aber Fragen stellen, wie offen wir wirklich gegenüber anderen sind.

Was war die wichtigste Frage, mit der Sie beide sich auseinandersetzen wollten – und welche Antworten, Einsichten und Erkenntnisse haben sie erlangt?

Warum es so schwer ist, einem Menschen einer anderen Generation nahe zu sein. Was haben wir über Herzlichkeit und Güte gelernt von den Generationen, die uns aufgezogen haben? ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

JASMINE ELLIS / EVANDRO PEDRONI: »EVERYTHING BLUE«

HochX | Entenbachstr. 37 | 15., 17., 18. Januar | 20 Uhr Tickets: 089 90155102 oder www.theater-hochx.de | Das Vermittlungsprogramm »Schau mer mal« bietet gratis am 9. Jan. um 19 Uhr einen Probenbesuch und am 17. Jan. um 21.30 Uhr ein Nachgespräch; Anmeldung: info@ratundtat-kulturbureau.de

Zwitschernde Geigen

Leider kitschig: Das Jugendtanzstück »one day« will von Vereinzelung und Gemeinschaft erzählen und verliert sich dabei in Plattitüden.



Das Ensemble in Simone Lindners »one day« © Céline Fournier

SABINE LEUCHT

Mit den Tänzern hat Simone Lindner eine gute Wahl getroffen. Nur wenige Jahre älter als die Zielgruppe ihres Tanzstücks »one day« (14+), haben sie alle schon richtig was auf dem Kasten. Ben Cervilla Fischer ist ein Hüne, dessen eruptive Bewegungen mehr von seiner Erfahrung mit Krumping-Battles als von schon länger zurückliegenden Steppmeisterschaften künden. Die schmale, der Länge nach bespielte Bühne der Halle 2 im Einstein-Kulturzentrum bebt, wenn er mit seinem hyperaktiven Oberkörper die ersten Sitzreihen konfrontiert. Auch Serhat Perhat ist ein Meister seines Faches, der seine zirkusreifen Break-

dance-Skills erstaunlicherweise mit einer Fragilität koppeln kann, die Staunen und Mitgefühl zugleich entfacht. Dass Denise Perez Orue seit ihrer Kindheit Ballett tanzt, verrät jede ihrer Bewegungen. Nur Lilith Kampffmeyer hat in den Jugendclubs von Residenz- und Gärtnerplatztheater schon dankbarere Auftritte gehabt. In Lindners Jugendtanzstück ist sie fürs eher verwaschen definierte Zeitgenössische zuständig und darf auch mal ein Rad schlagen. Ihre Rolle aber ist die der grauen Maus in einem Quartett, in dem die coolen Jungs um die Prinzessin buhlen. Und da ist man stracks bei den Schwächen der Produktion.

Vorgeblich geht es darin um das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und die Frage, wie Zusammenhalt entsteht oder misslingt. Hier genügen Lindner, ihrem Co-Regisseur Alexander Löwen und ihrer Dramaturgin Christina Hommel die unterschiedlichen tänzerischen und nationalen Herkünfte ihrer Performer, um von ihrer Verschiedenheit zu erzählen. Dann passieren sie etwa folgende Stationen: Isolation (steife Bewegungen, kein Blickkontakt), Aggression und Verletzung, Balz und Schmalz. Wobei Szene für Szene eine neue Musik die Stimmung vorgibt, die dann nur noch tänzerisch (und mimisch) ausgemalt werden muss. Dieses Potpourrihafte mag zur Adventszeit passen, in der man jeden Tag ein Kalendertürchen öffnet. Doch die fast totale Unterordnung der Bewegung unter die Message führt dazu, dass die Szenen mehr und mehr ihre spielerische Leichtigkeit verlieren und die Persönlichkeiten der jungen Tänzer kaum zum Tragen kommen. So bekommt etwa Orues Prinzessinnenhaftigkeit nur einmal einen hübschen Riss und beinahe-emanzipatorischen Drive, als ihre elegant ausgreifenden Bewegungen, die permanent die Aufmerksamkeit der anderen erregen, sich auch als großartig dafür geeignet erweisen, die Bühne menschenleer zu fegen.

Der Schluss aber geht wieder gar nicht. Zwar löst sich das allgemeine Händchenhalten und Lächeln noch einmal auf – für einen Hebefiguren-Ringelpiez mit nicht uninteressanten individuell-professionellen Einfärbungen. Dann erstirbt die Aufführung aber letztlich doch in einem tanztherapeutischen Liegekreis, in dem zu zwitschernden Geigen Finger nacheinander tasten, während selige Gesichter und goldenes Licht die Szene überzuckern. ||

SIMONE LINDNER: »ONE DAY«

Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 | 14. Jan. | 11/19 Uhr | Tickets: 089 54818181, Abendkasse, onedayreservierung@gmail.com

Anzeige

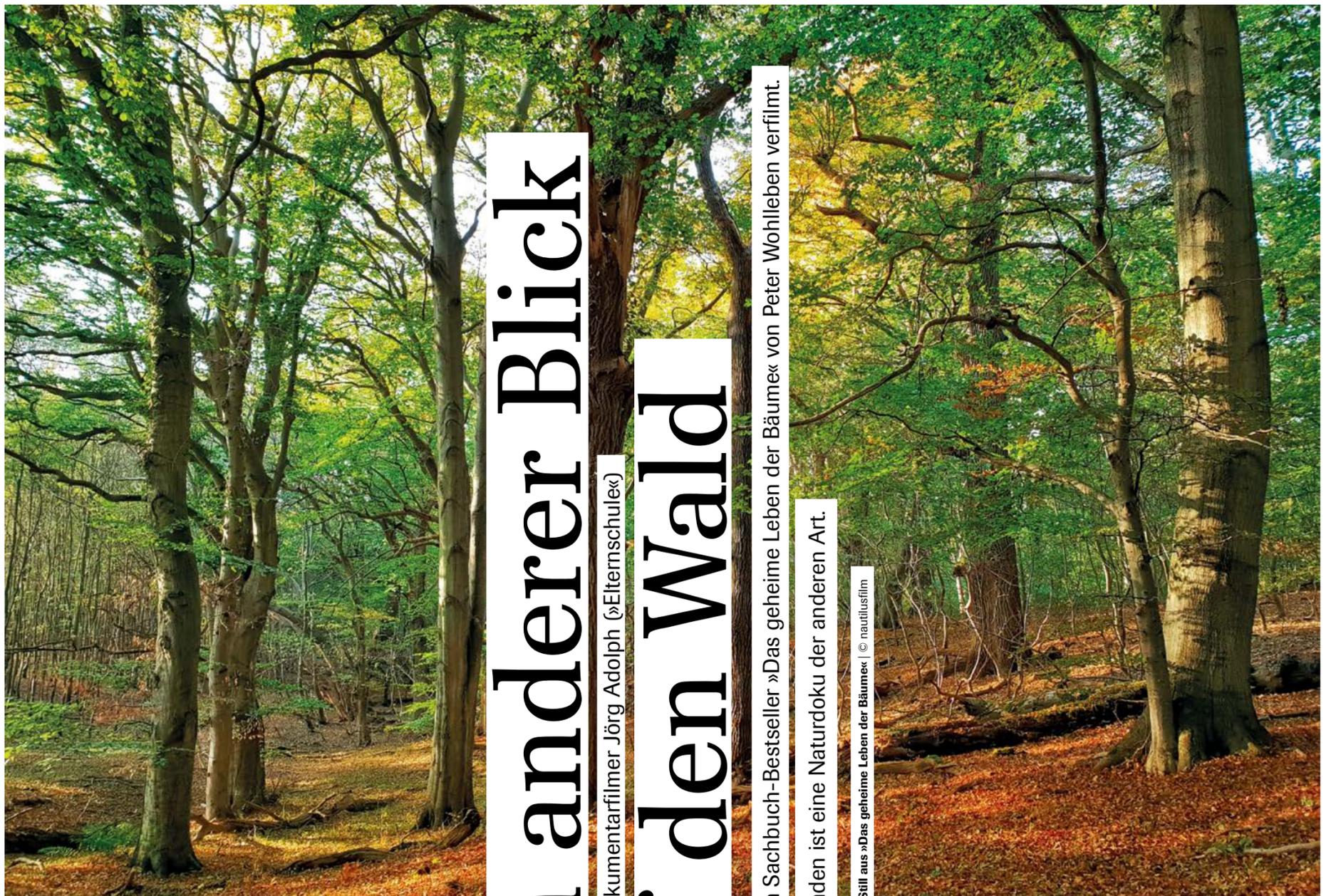
von Joël Pommerat

DIE WIEDERVEREINIGUNG DER BEIDEN KOREAS

PREMIERE 16.01.2020

Metropol

metropoltheater.com



Ein anderer Blick auf den Wald

Der Dokumentarfilmer Jörg Adolph (»Eiternschule«)

hat den Sachbuch-Bestseller »Das geheime Leben der Bäume« von Peter Wohlleben verfilmt.

Entstanden ist eine Naturdoku der anderen Art.

Still aus »Das geheime Leben der Bäume« | © nautilusfilm

Herr Adolph, wenn sich Peter Wohlleben einen Baum aussuchen könnte, dann wäre er gerne eine Buche. Für welchen Baum würden Sie sich denn entscheiden?

Was Peter Wohlleben im Film über Buchen sagt, finde ich so einleuchtend, dass ich mich dem gerne anschließen möchte. Schon allein, weil Buchen so sozial sind, sind sie mir sehr sympathisch. Aber ich wäre auch gerne eine Pionierbaumart – vielleicht eine Birke ...

Warum machen Sie eigentlich keine Spielfilme?

Ich bin von Herzen Dokumentarfilmer. Das habe ich gleich an der Filmhochschule gemerkt, als die erste Spielfilmübung anstand. Denn was ich da so inszeniert habe, hat mir nicht wirklich gefallen. Ich finde, einmal ganz platt ausgedrückt, dass das Leben mehr zu bieten hat und spannender ist als alles, was ich mir ausdenke. Und darum geht es doch beim Dokumentarfilm, sich auf die Wirklichkeit einzulassen und sich überraschen zu lassen. Außerdem mag ich es nicht, Menschen zu sagen, was sie tun sollen. Und beim Spielfilm warten alle auf die Anweisungen der Regie. Also ich bin eher ein teilnehmender, geduldiger Beobachter.

Sie nehmen sich sehr viel Zeit für die Personen, die Sie porträtieren. Diese vollumfänglich kennenzulernen scheint Ihnen sehr wichtig zu sein.

»Das geheime Leben der Bäume« schert am weitesten aus der Reihe der Dokumentarfilme aus, die ich in den vergangenen 20 Jahren gemacht habe. Hier war es mir sehr wichtig, möglichst viel Zeit mit Peter Wohlleben zu verbringen. Ich wollte ihn auf keinen Fall inszenieren, sondern wirklich das filmen, was ihn im Verlauf eines Jahres umtreibt. Deshalb gibt es hier auch keine zusätzlichen erklärenden Interviews, keinen extra Kommentar oder irgendwelche gestellten Szenen. Es ist vielmehr eine Reise ins Offene, die wir gemeinsam gemacht haben. Natürlich habe ich dabei versucht, der Direct-Cinema-Methode treu zu bleiben, und für die ist Zeit und Vertrauen der entscheidende Faktor.

Im Film sieht man Peter Wohlleben öfters im Wald, wie er sich selbst mit dem Smartphone filmt und kurze Erklärvideos dreht. Social Media ist für viele Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen, enorm wichtig. Und Peter hat diese Facebook-Videos für sich entdeckt. Er stellt jeden Morgen ein neues Video ins Netz. Er überlegt sich kurz ein Thema und dann legt er los: eine Einstellung, keine Wiederholung. Mir hat das so gut gefallen, dass ich es unbedingt zu einem Stilmittel des Films machen wollte. Wir haben dann viele von diesen Videos mit aufgenommen, und ich war zunehmend davon begeistert, vor allem von diesem verblüffenden Effekt, der entsteht, wenn man die gleiche Szene in einem Bild einmal als starre Totale und einmal als bewegte Nahaufnahme sieht.

Peter Wohlleben kommt nicht nur äußerst sympathisch rüber, er brilliert auch als mitreißender Erklärer und begeisterter Erzähler. Der ideale Protagonist für einen Filmemacher?

Ganz klar! Das war für mich der entscheidende Punkt, warum ich diesen Film machen wollte. Es lag erst einmal nicht so sehr an der Vorlage, denn ein Sachbuch zu verfilmen, kam mir auf den ersten Blick etwas seltsam vor. Es war wirklich die Begegnung mit Peter Wohlleben. Von Minute eins an dachte ich mir: »Das ist jemand, mit dem gehe ich jetzt sehr gerne ein Jahr auf die Reise.« Er ist so ein lauterer, energetischer Charakter, der zu 100 Prozent zu dem steht, was er sagt und was er tut. Bei ihm geht es immer um die Sache, um den Wald – der endlich als ein komplexes Ökosystem betrachtet werden soll und nicht mehr nur wie eine Holzfabrik behandelt werden darf –, und das hat mich von Anfang an begeistert.

Für »Das geheime Leben der Bäume« hat auch der Naturfilmer Jan Haft (»Das grüne Wunder«) einige Bilder beigesteuert. Wie viel von ihm steckt in Ihrem Film?

Von den 96 Minuten Film sind 27 Minuten Bilder zu sehen, die Jan Haft für uns gedreht hat. Die Konzeption des Films besteht ja aus zwei Teilen, es ist also ein Hybrid. Das eine ist die reine dokumentarische Beobachtung, das andere sind die von Peter Wohlleben vorgelesenen Passagen des Sachbuchs mit einer künstlerischen Bildebene von Jan Haft. Weitere Bilder zu diesem Naturfilmteil steuerten die Lichtkünstler Friedrich van Schoor und Tarek Mawad bei, die wunderschöne Projektionen im Wald realisiert haben.

Was ist das Besondere an Naturdokumentationen?

Der Naturfilm kommt mir als Format ungeheuer stark vor. Hier steht im Vorfeld bereits alles fest: wie es aussehen soll, was erzählt werden muss, wie die Musik klingt und auch wie der Text gesprochen wird. Man weiß genau, was man bekommt. Produktionen wie »Terra X« oder jene, die auf dem Naturfilmsendeplatz der ARD um 20.15 Uhr gezeigt werden, verfügen über ordentliche Budgets, besonders im Vergleich zum tendenziell unterfinanzierten Dokumentarfilm. Mir persönlich sind es im Naturfilm oft zu sehr durchgeskriptete Konzepte, die vor lauter Schönheit, Formalien und Effekten erstarrt sind. Das ist vergleichbar mit einer reich verzierten dreistöckigen Hochzeitstorte: Die mag nett anzusehen sein, aber es steckt wenig Nährwert darin.

Und was unterscheidet Ihren Film von anderen Naturdokumentationen?

Ich wollte dem Naturfilmgenre ein wenig dokumentarisches Leben hinzufügen und eine überzeugende Kombination aus beobachtendem Dokumentarfilm und den großen Bildern des Naturfilms hinbekommen. Zudem besitzen unsere Bilder nicht nur eine Erklärungsfunktion, es gibt mehr Freiheitsgrade zwischen Bild und Ton, die Musik ist durch und durch eigenständig, ebenso die Bildmontage. Und mir war es auch wichtig, dass Peter Wohlleben seine Texte selbst liest und diese nicht von einem professionellen Sprecher zu den Bildern »dramatisch hingeraunt« werden. Das sind letztlich kleine ästhetische Entscheidungen, die aber für mich wichtige Variationen sind und in der Summe einen großen Unterschied in der Wirkung der Naturfilmteile machen.

Jetzt geht es darum, auch an der Kinokasse Erfolg zu haben. Natürlich will so ein Film im Kino auch Zuschauer haben, vielleicht nicht ganz so viele, wie es Leser des Buches gibt, aber es dürfen auch nicht nur zwei Prozent davon sein. Es gibt pro Jahr drei oder vier Dokumentarfilme in Deutschland, die nennenswerte Zuschauerzahlen im Kino schreiben. Und ich hoffe sehr, dass dieser Film dabei sein wird. Aber weil Peter Wohlleben so populär, leidenschaftlich engagiert und mitreißend ist, könnte das durchaus passieren.

Kommunizieren Sie eigentlich inzwischen mit Bäumen?

Ach, da halte ich es gerne wieder mit Peter Wohlleben: Bäume kommunizieren untereinander, aber wir Menschen sind viel zu schnell für die Bäume, als dass wir in der Lage wären, mit ihnen in Kontakt zu treten. Da müsste man schon einen Baum tagelang umarmen, bis da etwas von ihm zurückkommen könnte. Ich habe mir aber auf jeden Fall durch den Film einen ganz anderen Blick auf den Wald angeeignet. ||



© Jörg Adolph

INTERVIEW:
THOMAS LASSONCZYK

**DAS GEHEIME LEBEN
DER BÄUME**

Dokumentarfilm
Deutschland 2019
Buch & Regie: Jörg Adolph
Mit: Peter Wohlleben
Länge: 96 Minuten
Kinostart: 23. Januar

Heftige Milieustudie



Wütende Massen vor dem Triumphbogen | © Wild Bunch Germany

Mit »Die Wütenden – Les Misérables« gelingt dem Dokumentarfilmemacher Ladj Ly in seinem Spielfilmdebüt der ganz große Wurf. Er offenbart französische Zustände, stets nah an der Eskalation.

SIMON HAUCK

Es brennt. In Paris. Lichterloh. Und zwar längst nicht mehr im berühmtesten Kirchendachstuhl der Welt, sondern quasi vor dessen schmutziger Haustüre: im Quartier »Les Bosquets« in der Pariser Vorortgemeinde Montfermeil. Jener Ortsteil hatte schon einmal Eingang in die Kulturgeschichte gefunden: Dank Victor Hugos epochemachendem Roman »Les Misérables«, der 1862 erschien und weltbekannte Schullektüre diesseits und jenseits des Rheins blieb. Hier traf die kleine Cosette im Roman auf das böse Wirtspaar ... Und auch heute rumort es in den heruntergekommenen Sozialbauten aufs heftigste, wovon Ladj Lys aufsehenerregendes Spielfilmdebüt »Les Misérables« ebenso packend wie bruchstückartig, auf eine geradezu energetisch-pulsierende Art erzählt. In jenem Pulverfass landet das Landei Stéphane (Damien Bonnard), unfreiwilliger Spitzname »Pomado«, gleich zu Beginn. Als überkorrekter Polizist mit hehren Idealen im Kopf stößt er sich denselben sofort bei den ersten Einsätzen. Zusammen mit dem rassistischen Bulldozer-Kommandeur Chris, den Alexis Manenti ausgesprochen bolidenhaft-zynisch verkörpert, und einem zunehmend desillusionierten Kollegen Gwada (Djebri Zonga) streift Stéphane durch die verwahrlosten Straßen Montfermeils. Zwischen ruppigen Routineeinsätzen, Leibesvisitationen bei jungen Dealern und halb legalen Methoden, die im Laufe dieses enorm soghaften »Neo-Policiers« überhandnehmen, gerät er schnell an seine Grenzen. Wut, Härte und Misstrauen wuchern hier allorts: Junge Männer sind abgehängt, während jugendliche Mädchen oft in

die Hände der nigerianischen Rotlichtmafia geraten. In packenden Einstellungen ist noch einmal das zu erleben, was sich bei den historischen Unruhen von 2005 in denselben Straßen in enorm destruktiver Energie zeigte: der blanke Hass. Zwischen der Staatsmacht und der Bandenkriminalität, aber auch genauso zwischen korantreuen Fanatikern und rassistischen weißen CRS-Einheiten, die sich als moralisch überlegene Elitetruppe (Chris: »Ich bin das Gesetz!«) verstehen. Über jene »Compagnies républicaines de sécurité«-Trupps der Polizei wurde in den linken französischen Medien oft genug kritisch berichtet, während sie vom konservativen Innenministerium stets in Schutz genommen werden. Der 1980 in Montfermeil geborene Dokumentarfilmer Ladj Ly, Sohn eines malischen Müllsammlers, sticht mit seinem knallharten Spielfilmdebüt genau in diese Wunde der französischen Gesellschaft. Zwischen rauem Polizeifilm und aufregendem Banlieue-Drama mäandern, gehört »Les Misérables« schon jetzt zu den aufregendsten Filmen des Kinjahres: Eine roughere Milieustudie über Bandenkriege, Gewaltexplosionen und Polizeieinsätze hat es lange nicht im Kino gegeben. Nach einer Auszeichnung in Cannes (»Preis der Jury«) sowie beim »Europäischen Filmpreis« geht Lys Film auch als französischer Oscarkandidat ins Rennen. Völlig zu Recht, denn Ly prangert darin offen die Frontlinien der französischen Gesellschaftspolitik an, die von ausgeprägtem Elitedenken und sichtbaren Klassenunterschieden gekennzeichnet sind. Und Lys drastische Botschaft ist unmissverständlich: Der multikulturelle Frieden innerhalb der »grande nation« ist mehr als porös – die nächsten Unruhen sind vorprogrammiert. Kurzum: »Les Misérables« ist ein zeitgeistiges wie scharfkantiges Stück Kino von großem Kaliber. ||

DIE WÜTENDEN – LES MISERABLES

Frankreich 2019 | Regie: Ladj Ly | Mit: Damien Bonnard, Alexis Manenti, Djebri Didier Zonga | 102 Minuten
Kinostart: 23. Januar

Meister des melancholischen Minimalismus



Der Filmemacher Aki Kaurismäki | © Pandora Film

Im Januar widmet das Münchner Filmmuseum dem finnischen Ausnahme-Regisseur Aki Kaurismäki eine ausführliche Werkschau. Zu sehen sind unter anderem alle Teile seiner legendären Verlierer-Trilogie.

THOMAS LASSONCZYK

Er ist ein Meister des Minimalismus, seine Filme widmen sich den Außenseitern, den Pechvögeln unserer Gesellschaft. Er inszeniert schlicht und einfach, ohne jemals banal zu sein. Seine Protagonisten verzichten auf ein ausgeprägtes Mienenspiel, agieren oftmals so reglos wie die Kamera, die sie bei ihren betulich langsamen Handlungen beobachtet. Und trotz der tiefen Traurigkeit, die seine Charaktere stets umgibt, hat er doch stets einen liebevollen, fast zärtlichen Blick für sie übrig. Und dank des ihm eigenen lakonischen Humors, den er immer wieder einstreut, nimmt er ihnen auch die Schwere, das Depressive, das sie dank ihrer ausweglosen Situation (chronischer Geldmangel, Jobverlust, Kommunikationsunfähigkeit) stets aushalten müssen.

Die Rede ist von Aki Kaurismäki, der einmal treffend von Rainer Gansera in »epd« Film als »Chef-Melancholiker des europäischen Autorenkinos« bezeichnet wurde. Tatsächlich kennt der finnische Regisseur, der am 4. April 1957 in Orimattila das Licht der Welt erblickte, das triste Dasein der Arbeiterklasse, der kleinen Leute selbst sehr gut, hielt er sich doch in jungen Jahren als Tellerwäscher, Postbote und Kellner über Wasser. Ganz ähnlich wie sein Alter Ego Matti Pellonpää in dem frühen Meisterwerk »Schatten im Paradies« aus dem Jahr 1986. Darin spielt Pellonpää in seiner unnachahmlich ruhigen, unaufgeregten und vor allem wortkargen Art einen Müllfahrer, der sich in eine Supermarktkassiererin verliebt. Dieser Film ist nun neben zahlreichen weiteren Werken aus Kaurismäkis Œuvre im Januar im Münchner Filmmuseum zu sehen. Den Anfang machen nach der Weihnachtspause »Der Lügner« (1981), ein Film, den sein Bruder Mika inszenierte und bei dem Aki Kaurismäki neben der Hauptrolle auch das Drehbuch beisteuerte, sowie »Schuld und Sühne«, die etwas andere Adaption von Dostojewskis gleichnamigem Roman-Klassiker. Es folgt »Calamari Union« (1985), in dem es um 17 Männer geht, die allesamt Frank heißen und die eines Tages beschließen, aus ihrem heruntergekommenen Stadtviertel zu fliehen. Kaurismäkis Intention war es damals, einen Film zu machen, der niemandem gefällt. Das genaue Gegenteil war der Fall. »Calamari Union« ist heute Kult.

Der Finne, der während seines Studiums der Literatur und der Kommunikationswissenschaften ein Filmmagazin herausbrachte und zwischen 1979 und 1984 auch als Filmkritiker arbeitete, war als Regisseur immer für die eine oder andere unorthodoxe Überraschung gut. So weigerte er sich 2006, »Lichter der Vorstadt« als finnischen Beitrag in den Wettbewerb um den Oscar in der Kategorie bester nicht englischsprachiger Film zu schicken, weil er mit der Vorgehensweise der US-amerikanischen Regierung im Irakkrieg nicht einverstanden war. Im Filmmuseum im Januar außerdem zu sehen sind »Ariel« (1988), der zweite Teil seiner legendären Verlierer-Trilogie (ebenfalls mit dem leider viel zu früh verstorbenen Matti Pellonpää), »Lenin-grad Cowboys Go America« (1989), in dem er auf skurril-absurde Weise die »schlechteste Rockband der Welt« porträtiert, und »Das Mädchen aus der Streichholzfabrik« (1990), in dem einmal mehr Kati Outinen als bemitleidenswerte Fabrikarbeiterin, die zur Rächerin mutiert, brilliert. Leider macht der inzwischen 62-jährige Aki Kaurismäki, der sich schon vor vielen Jahren mit seiner Frau nach Portugal zurückgezogen hat, kaum noch Filme. Tut er es dennoch, entstehen wieder Meisterwerke, wie etwa »Le Havre« (2011) oder zuletzt »Die andere Seite der Hoffnung« (2017). ||

DIE WELT DES AKI KAURISMÄKI

Filmmuseum München | 7. Jan. bis 26. Feb. | St.-Jakobsplatz 1 | Programm unter: www.muenchner-stadtmuseum/film

Anzeigen

ANGELA HÜBEL
RINGE

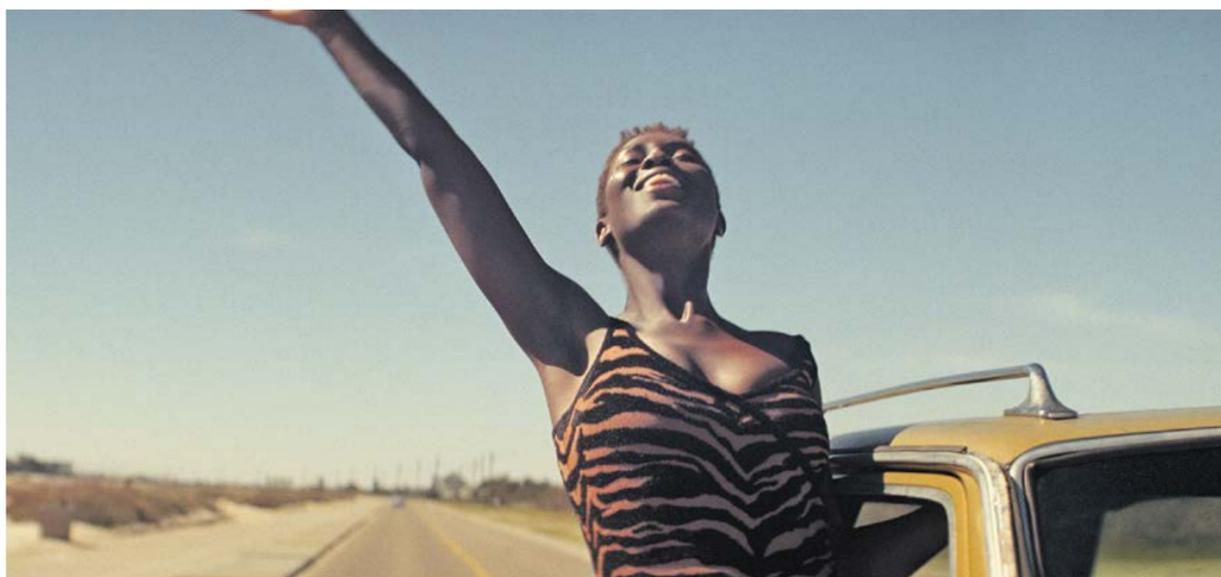
Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49 (89) 12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillantkreis und Brillant

Tête-à-Tête

Christian Jasper und Jochen Pankrath im Dialog
Neue Galerie Dachau
6.12.2019 – 22.3.2020

www.dachauer-galerien-museen.de



Freiheitsmärchen: Jodie Turner-Smith als Queen in in Melina Matsoukas Regiedebüt | © Universal Pictures

SOFIA GLASL

Sie glaubt ans Glück, er ans Schicksal. Da ist nicht viel zu machen. Eher unterkühlt verläuft dann auch das erste Date zwischen der Anwältin Queen und dem Lebemann Slim. Als die beiden auf dem Heimweg in eine Polizeikontrolle geraten, die schnell eskaliert und sie zur Flucht treibt, sind sie gezwungen, gemeinsam zu handeln – um des Überlebens willen. »Queen & Slim« beginnt wie eines jener Roadmovie-Märchen, wie »Thelma und Louise« oder »Bonnie und Clyde«. Halb im Ernst, halb im Scherz vergleicht Queens Onkel Earl sie mit den Gangster-Popikonen. Denn innerhalb von Stunden sind sie Projektionsfläche einer Community geworden, die in eine ausweglose Parallelwelt gedrängt wird. In diesem weißen Amerika werden Queen und Slim aus Notwehr zu gejagten Gesetzesbrechern, zu »Copkillern«. Sie müssen das Land verlassen, um nicht auch noch im Gefängnis als Staatseigentum zu enden. Auf dem Weg in Richtung Kuba zeigen ihnen Fremde die Black-Panther-Faust. Für einen kurzen Moment sind sie Hoffnungsträger und Freiheitskämpfer des schwarzen Amerika.

Ein Märchen ist »Queen & Slim« trotz all des lebensnahen Dramas, wenn auch ein düsteres. Denn hier zählt nicht das Gesetz, sondern die Selbstbestimmung, das Empowerment der afroamerikanischen Community. Dass dieses Szenario noch eine Traumlandschaft ist, spricht für sich.

Das Regiedebüt von Melina Matsoukas ist ein Paukenschlag und führt ihre bisherige Arbeit fort: Als Haus- und Hofregisseurin von Beyoncé, Solange und Rihanna hat sie sich in den letzten zehn Jahren einen Namen gemacht. Besonders das Musikvideo zu Beyoncé's »Formation« war ein ästhetisches wie politisches Bekenntnis zur afroamerikanischen Herkunft und Kultur, in dem sie Motive der Sklaverei, christlicher Spiritualität sowie der aus der Karibik in die Südstaaten gebrachten Voodoo-Praktiken und Tanzstile aufgreift. Dieser Bilderrausch hallt in »Queen & Slim« nach – bei einem Tanz in einer Bluesbar genauso wie im Mächtigen-Zuhälterhaushalt des Onkels, in dem die Frauen das Sagen haben. Eine von ihnen spielt Indya Moore, der Lead aus der Serie »Pose« über die New Yorker Ballroom-Szene. Der ganze Film ist verwoben in das New Black Cinema der letzten Jahre. Daniel Kaluuya spielt Slim, er brillierte zuvor in Jordan Peeles Rassismushorrorfilm »Get Out«. Lena Waithe schrieb das Drehbuch, sie ist treibende Kraft hinter Serien-Statements wie »Dear White People« und »The Chi«, zudem war sie an einigen Drehbüchern von »Master of None« beteiligt.

»Queen & Slim« ist ein wichtiger Resonanzraum für die Repräsentation der afroamerikanischen Kultur. Der Film ist keinesfalls unfehlbar, einige schwarze Kritiker haben dem

Bildgewaltiger Resonanzraum

Mit »Queen & Slim« setzen Lena Waithe und Melina Matsoukas ein Statement im New Black Cinema.

Drehbuch »trauma porn« vorgeworfen, das Ausschlachten von kollektiver Unterdrückung. Doch betrachtet man den Film in seiner ästhetischen Überhöhung der eigenen kulturellen Herkunft, ist er ein großer Schritt in die richtige Richtung. Und, das darf man bei allem Fortschritt nicht vergessen, Minderheiten sind in Hollywood weiterhin unterrepräsentiert. Schafft es ein Film, mit den weißen Produktionen zu konkurrieren, schauen beide Seiten besonders genau hin – sowohl die Geldgeber als auch die Community. Es ist zu hoffen, dass sich das in Zukunft mit steigenden Produktionszahlen weiter entspannen wird. ||

QUEEN & SLIM

USA, Kanada 2019 | Drehbuch: Lena Waithe und James Frey
Regie: Melina Matsoukas | Mit: Daniel Kaluuya, Jodie Turner-Smith, Bokeem Woodbyne, Chloë Sevigny | 132 Minuten
Kinostart: 9. Januar



Mädchen mit Mission: Lise Leplat Prudhomme als Jeanne d'Arc | © Grand Film

SIMON HAUCK

»Die Zeit ist nur eine Illusion«, besonders im Kino, wie es das kinematografische Einmannorchester Alejandro Jodorowsky einmal wunderbar auf den Punkt brachte. In dessen radikalem Geist erzählt der nicht minder eigensinnige Bruno Dumont (»Twenty-nine Palms«/»Camille Claudel 1915«) in »Jeanne d'Arc«, quasi dem Sequel zu »Jeanette – Die Kindheit der Jeanne d'Arc« (2017) erneut von Frankreichs populärster Heiligenikone bzw. deren filmischer Dekonstruktion. Was im Kern wie ein Historienstück beginnt (»Sonntag, 8. Mai 1429: Morgens«), wird in Dumonts ebenso konzentrierter wie exzentrischer Regie bereits in den ersten fünf Minuten lustvoll demythologisiert. Die letzten Schlachten spielen sich nur im Kopf der Zuschauer ab, wozu auch das puristische Setdesign in karger Dünenlandschaft kongenial beiträgt. Das Figurenpersonal um die auratische Erscheinung Jeannes (Lise Leplat Prudhomme) ist von vornherein extrem reduziert und erweitert sich erst im zweiten langen Teil dieses außergewöhnlichen Kinotrips, wenn das tödlich endende Ketzertribunal in visuell berausenden Tableaux vivants beginnt. In Erinnerung an Brechts episches Theater wie an Peter Greenaways intellektuell-verästelte Todesspiele aus

den späten 1980ern hantiert Dumont mit zahlreichen Verfremdungsstrategien, von denen sich der phasenweise sphärische Synthiescore der französischen Chansonlegende Christophe, der kurz vor dem Ende plötzlich sogar selbst mitspielt, als wahrer Glücksgriff erweist. In gleichfalls langen wie überwiegend statischen Kadrierungen (Bildgestaltung: David Chambille) mäandert Dumonts mitunter stark eklektizistisches Art-Biopic gekonnt zwischen verschiedenen Genretraditionen, die auch vor Musical- oder Psychodramapassagen keinesfalls haltmachen. Im Ergebnis ist diese spirituell-sperrige Jeanne-d'Arc-Interpretation ebenso zeitgeistig-frisch wie ätherisch-abgehoben – und für Cineasten wahre Heiligenverehrung: sozusagen »Gloria in Dumonts Deo«. Ein belebender Duft für müde Kinodaugen. ||

JEANNE D'ARC

Frankreich 2019 | Regie: Bruno Dumont | Mit: Lise Leplat Prudhomme, Fabrice Luchini, Jean-François Causeret
138 Minuten | **Kinostart: 2. Januar**

Ein Stück Himmel

Bruno Dumont erzählt in »Jeanne d'Arc« erneut von Frankreichs berühmter Ikone.

Anzeige

„Roman Polanskis
bester Film seit **DER PIANIST**“
Filmstarts.de

76
FILMFESTIVAL VENEZIG 2019
SILBERNER LÖWE
GROSSER PREIS DER JURY

EIN FILM VON
ROMAN POLANSKI

INTRIGUE

Ab 6. Februar im Kino

PLAYTIME | f /Intrigue.DerFilm | weltkino

Fantasie- Führer

Taika Waititi zeigt in seiner Satire »Jojo Rabbit« das Dritte Reich durch die Augen eines Kindes.



Adolf Hitler (Taika Waititi) und der Hase (Roman Griffin Davis)
© 2019 Twentieth Century Fox

Die Milch-Mafia

Grímur Hákonarsons »Milchkrieg in Dalsmynni« handelt von einem David-gegen-Goliath-Kampf in der isländischen Einöde.



Inga (Arndís Hrönn Egilsdóttir) geht in Angriffsstellung
© Alamode

Überwachungs- ballett

Elia Suleiman macht globale Themen im Mikrokosmos von Paris und New York greifbar.



Überall dieselbe Komödie: Elia Suleiman in Paris
© Neue Visionen Filmverleih

SOFIA GLASL

HJ-Bursche und Hasenfuß, das ist der zehnjährige Johannes Betzler. Deshalb nennen ihn alle nur Jojo Rabbit und er hat sich zum Trost einen imaginären Freund zugelegt. Nein, keinen zwei Meter großen Hasen, sondern Adolf Hitler. Der rät ihm dazu, seine Identität zu umarmen – und so ein guter Nazi zu werden. Als Jojo dann aber feststellt, dass die Mutter eine Jüdin im Haus versteckt, bröckelt Jojos kindlicher Fanatismus, und er muss sich fragen, ob Adolf wirklich ein Freund ist.

Die Stärke des Neuseeländers Taika Waititi sind schrullige Independentproduktionen, die ironisch einen Perspektivwechsel herbeiführen. Das hat er mit »5 Zimmer Küche Sarg« und »Wo die wilden Menschen jagen« bewiesen. Er macht aus dem dunklen Roman »Caging Skies« von Christine Leunens eine sentimentale Satire, die in ihren lauthals lachenden Momenten am stärksten ist, weil sie die Beliebigkeit und Banalität von Fanatismus als kindischen Impuls entlarvt. Das funktioniert über weite Strecken des Films, gerade auch wegen des groß- und blauäugigen Staunens, das die Schauspielentdeckung Roman Griffin Davis der Figur des Jojo verleiht. Doch fehlt ein Gegengewicht zu dieser Perspektive, das die Perfidie der Nazirhetorik und den Abgrund des Dritten Reichs reflektiert. Der niedlich-kindliche Blick allein trägt das nicht über den gesamten Film und relativiert Waititis Darstellung des Fantasie-Führers beizeiten zu einem ulkigen Kasper in Uniform. ||

JOJO RABBIT

USA, Neuseeland 2019 | Drehbuch und Regie: Taika Waititi nach dem Roman von Christine Leunens | Mit: Roman Griffin Davis, Thomasin McKenzie, Scarlett Johansson, Taika Waititi, Sam Rockwell | 108 Minuten | **Kinostart: 23. Januar**

MATTHIAS PFEIFFER

So schön und doch so trist: Gleich am Anfang von »Milchkrieg in Dalsmynni« nimmt die weite Landschaft Islands die Leinwand ein. Hier arbeiten Inga (Arndís Hrönn Egilsdóttir) und ihr Mann Reynir (Hinrik Ólafsson) auf ihrem Milchhof. Von romantischem Landleben hat das nichts, auch hier hat die Technik Einzug gehalten. Außerdem wacht über allem die lokale Genossenschaft mit mafiosen Mitteln.

Grímur Hákonarson (»Sture Böcke«) zeigt die Realität im Nordwesten des Landes. Aus Angst vor der übermächtigen Konkurrenz ordnen sich die örtlichen Betriebe der Kooperative unter, die zwar für ein Stück Sicherheit sorgt, im Gegenzug jedoch den freien Markt unterdrückt. Inga wird erst darauf aufmerksam, als ihr Mann bei einem vermeintlichen Unfall stirbt. Sie erfährt, dass Reynir für die Genossenschaft spionierte und jeden verpöf, der sich ihr widersetzt. Die Schuld und der Druck von oben trieben ihn in den Freitod. Inga, von Trauer und Wut getrieben, beginnt sich zu widersetzen. Sie macht ihrem Unmut auf Facebook Luft und verspritzt die Milch lieber vor dem Genossenschafts-Supermarkt, als sie den Unterdrückern zu verkaufen. Trotz Einschüchterungsversuchen beschließt sie, noch einen Schritt weiter zu gehen, und startet die Gründung einer Gegenkooperative.

Egilsdóttir ist mit ihrer Darstellung Ingas das Highlight in »Milchkrieg in Dalsmynni«. Ihr Spiel wandelt glaubwürdig zwischen Resolutheit und Zerbrechlichkeit, Schmerz und Kampfeslust. Aber auch wenn man mit ihrer Person mitfiebert, zum Rest des Films findet man schwer Zugang. Man könnte nun behaupten, sein Thema und seine Stimmung seien zu isländisch für das deutsche Publikum. Eher hat Hákonarson seine Aussage zu sehr im Auge. Sicher sind solche Themen schwierig für das Kino umzusetzen, und ihre ganze Bandbreite kann in Spielfilmlänge nicht dargestellt werden. Doch Hákonarsons Absicht, die Zustände in dieser Region Islands darzustellen steht noch vor der, sie filmisch ansprechend zu verpacken. So bleibt »Milchkrieg in Dalsmynni« ein interessanter Einblick in die Fremde, jedoch weitgehend ohne große Momente. ||

MILCHKRIEG IN DALSMYNNI

Island, Dänemark, Deutschland, Frankreich 2019
Regie: Grímur Hákonarson | Mit: Arndís Hrönn Egilsdóttir, Sveinn Ólafur Gunnarsson, Sigurður Sigurjónsson | 92 Minuten
Kinostart: 9. Januar

SOFIA GLASL

Schulterzuckend steht er in einer leeren Pariser Seitenstraße. Japanische Touristen haben gerade effektiv an ihm vorbeigeredet und sind ebenso schulterzuckend weitergezogen. Im Hintergrund ein Blumenladen: »L'Humaine Comédie«. In seinen Filmen fasst der palästinensische Filmemacher Elia Suleiman das Leben als menschliche Komödie. Oder ist es eine Tragikomödie? Dafür hat er sich ein unverkennliches Alter Ego zugelegt, das immer wieder mit Jacques Tatis Monsieur Hulot verglichen wird. Doch ist Suleiman mehr der stille Beobachter, passiv und schwer zu greifen. Das geht so weit, dass er scheinbar zum personifizierten Kuleshov-Effekt wird: Je nachdem, welche Bilder auf ihn einströmen, meint man Amusement, Verwunderung oder schiere Entgeisterung in seinem immer gleichen Gesichtsausdruck zu sehen.

In seinem neuen Film »Vom Gießen des Zitronenbaums« verlässt er die Palästinensischen Gebiete zum ersten Mal, reist nach Paris und New York, um festzustellen, dass die Komödie überall dieselbe ist, die Absurdität, die Paradoxie. Aber auch die Überwachung und Paranoia, die immer mit-schwingen. Wenn etwa französische Polizisten auf Segways ein parkendes Auto inspizieren und dabei ein selbstgefälliges Ballett aufführen oder am 14. Juli Panzer an der Banque de France vorbeifilieren. Wenn in New York alle Passanten bis an die Zähne bewaffnet sind und die Geschütze wie Modeaccessoires oder Handgepäck tragen. Die Kontrolle ist überall, doch Suleiman schafft es immer wieder, das sich einstellende Unbehagen mit einer ironischen Leichtigkeit zu zeigen. So ermächtigt er sich solch übergreifender Themen und macht es möglich, sie zu reflektieren. ||

VOM GIESSEN DES ZITRONENBAUMS

Katar, Deutschland, Frankreich, Kanada, Türkei, Palästinensische Gebiete 2019 | Drehbuch und Regie: Elia Suleiman | Mit: Elia Suleiman | 97 Minuten
Kinostart: 16. Januar

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München
Tel.: 089 48920970 | info@muenchner-feuilleton.de
www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun | **Anzeigen** Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Monika Huber,
Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke,
Christiane Wechselberger
Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Thomas Betz (tb), Quirin Brunneier (qb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Anne Fritsch (af), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jg), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sh), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Jürgen Moises (jm), Rüdiger von Naso (rvn), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Silvia Stammen (sis), Christiane Wechselberger (cw), Dirk Wagner (dw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.



Vom Krieg der Sterne zum Streaming War: »Star Wars – Der Aufstieg Skywalkers« brachte Disney im Dezember 10 Milliarden Dollar ein | © Walt Disney Studios Motion Pictures Germany

Das Imperium schlägt zurück

Mit einem eigenen Streamingdienst tritt nun auch Disney in den Krieg der Streaminganbieter ein.

SOFA GLASL

Läuft für Disney, könnte man sagen. Das »Time Magazine« kürte den CEO Bob Iger zur »businessperson of the year«. Noch vor dem Start der letzten »Star Wars«-Episode »Der Aufstieg Skywalkers« im Dezember hatte der Medienkonzern mit sieben Filmen die Umsatzschallmauer von 10 Milliarden Dollar geknackt. Mit der »Star Wars«-Serie »The Mandalorian« startete im November vergangenen Jahres der hauseigene Streamingdienst Disney Plus, der Ende März auch in Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Spanien und Italien online geht – und wegen der Figur Baby Yoda direkt viral ging.

Doch tritt Disney mit seinem Streamingdienst in einen Konkurrenzkampf ein, dessen intergalaktische Ausmaße die amerikanischen Medien dazu bewogen, in Anlehnung an den Krieg der Sterne von »Streaming Wars« zu sprechen. Denn neben den großen Anbietern wie Netflix, Amazon und Sky hat sich in kurzer Zeit eine Vielzahl von Portalen postiert, die allesamt um die Zuschauergunst buhlen. Nun also auch Disney und zwei Wochen zuvor Apple Plus.

Das Angebot wird langsam unübersichtlich. Schon lange sind die Streaminganbieter nicht nur digitale Videothek, sondern ganze Studios, die selbst Filme und Serien produzieren. Aus reinen Providern sind Produzenten geworden, aus Dienstleistern Konkurrenten, die eigenen Content an das Publikum bringen müssen – auch die begriffliche Verschiebung von »Film« zu »Content« ist auffällig. Entsprechend wandelte sich auch die Programmstruktur der Plattformen. Je mehr eigenen Content Amazon, Netflix und Co produzieren, desto weniger sind Filme der anderen Studios in ihrem Portfolio zu finden. Anders als in physischen Videotheken ist das Publikum von der Programmstrategie und den Algorithmen der Streaminganbieter abhängig. Klassiker und Arthouse-Entdeckungen tauchen kaum noch in den Empfehlungslisten auf und werden von Original-Content verdrängt. Der »Originals«-Stempel wurde zum selbst gemachten Qualitätssiegel stilisiert.

Während Amazon und Apple das meiste Geld mit Onlinehandel und hochpreisigen Technikartikeln verdienen, buhlen sowohl Disney als auch Netflix um das Unterhaltungspublikum. Disney setzt auf Familienunterhaltung – den Klassikerkatalog aus beinahe 100 Jahren Firmengeschichte hat das Unternehmen in den letzten 15 Jahren durch den Zukauf wichtiger Player ergänzt und wurde damit zum mächtigsten Studio Hollywoods: Der Animationsriese Pixar, das Superheldenstudio Marvel und Lucasfilm mit dem »Star Wars«-Franchise gehören dazu, und seit Anfang 2019 kaufte das Unternehmen die Mehrheitsanteile von 20th Century Fox mit einem immensen Back-Katalog, inklusive 30 Staffeln »Simpsons«. 71 Milliarden ließ Disney sich das kosten. Bob Iger nannte es die wichtigste Investition der letzten 45 Jahre. Auffällig: Alle aktuellen und geplanten Produktionen sind Prequels, Sequels oder

Spin-offs von Blockbuster-Franchises. Selbst die Disney-eigenen Zeichentrickfilme werden einfach als Animationsproduktionen neu aufgelegt.

Auch Netflix muss sich nicht verstecken. Der Streamingriese hatte 2019 Martin Scorseses »The Irishman« und Noah Baumbachs »Marriage Story« im Portfolio, die von Kritik wie Publikum gleichermaßen gefeiert wurden und die Nominierungslisten der Award-Season anführen. Netflix produziert seit 2013 eigene Filme und Serien. Nachdem eine Kontroverse über die Weigerung, Eigenproduktionen ins Kino zu bringen, 2017 zu einer neuen Politik führte, gewann Netflix 2019 mit Alfonso Cuaróns »Roma« drei Oscars und kämpft also effektiv an zwei Fronten. Die Strategie: Stareinkauf. Nach Shoppingorgien auf großen Festivals verpflichtet Netflix nun weltweit namhafte Autorenfilmemacher und Filmemacherinnen – neben Cuarón, Scorsese und Baumbach auch den Japaner Sion Sono, die Coen Brüder, David Fincher, Ava DuVernay, Michelle und Barack Obama. Der ehemalige US-Präsident und seine Frau haben einen mehrjährigen Millionendeal mit Netflix abgeschlossen.

Ähnlichkeiten zur goldenen Hollywood-Ära

Betrachtet man die aktuelle Situation vor einem produktionshistorischen Hintergrund, lassen sich Ähnlichkeiten mit der goldenen Hollywood-Ära nicht leugnen. Zwischen 1928 und 1948 teilten die fünf Major Studios Paramount, Metro-Goldwyn-Mayer, Warner Brothers, 20th Century Fox und RKO in einem Oligopol den Markt untereinander auf und hatten eigene Kinoketten, um ihre Produktionen zu zeigen – Produktion, Verleih und Kinos kamen aus einer Hand. Diese vertikale

Integration wurde 1948 vom Supreme Court unter Verweis auf das Kartellrecht verboten. Netflix nun ist der erste Streaminganbieter mit eigenem Kino: In New York rettete der Riese kürzlich ein zuvor geschlossenes Theater und zeigt dort ausschließlich Eigenproduktionen. Ein Coup unter dem Deckmantel des abgewendeten Kinosterbens, der die Marktmacht der Plattformen verdeutlicht. Dass es Netflix tatsächlich um das Retten der Kinokultur geht, ist zweifelhaft, hat der Anbieter doch Anfang des Jahres eine neue Funktion getestet, mit der man alle Inhalte in 1,5-facher Geschwindigkeit sehen und somit schneller mehr konsumieren kann. Das klingt nicht nach bewusstem Kinogenuss, sondern nach Film-Fastfood. Verquererweise macht Netflix aus dem Einkauf von Autorenfilmen mit eigener Handschrift ein kommerzielles Starsystem wie im alten Hollywood.

Und was ist hierzulande geboten? Neben den vier Riesen mischen in Deutschland vor allem Sky und MagentaTV der Telekom mit. Sky Deutschland ist im Unterhaltungsbereich vor allem als alleiniger Vertreter des amerikanischen Bezahlers HBO und seiner Megahits wie »Game of Thrones«, »Westworld« und »Veep« eine Größe. Ob der von Warner angekündigte Streamingdienst »HBO Max« auch in Deutschland starten soll und was dann mit Sky als Lizenznehmer passiert, ist bisher nicht bekannt. Doch auch hier tobt der Krieg um die Zuschauergunst ganz offensichtlich, weshalb Sky Deutschland mittlerweile mit »Babylon Berlin« und »Das Boot« auf Eigenproduktionen setzt. MagentaTV macht Sky zudem auf dem Sportsektor Konkurrenz: Der Telekom-Streamingdienst sicherte sich Ende 2019 die Rechte an der Fußball EM 2024. Netflix gibt es obendrein im Paket mit MagentaTV um 25 Prozent günstiger als im Einzelabo. Wohin diese Unübersichtlichkeit an Überangebot führen soll? Magenta macht es vor, denn das Schnüren von individuellen Streamingpaketen wird wohl der nächste Kniff sein. Was in den USA im Bereich der Bezahlender schon gang und gäbe ist, beginnt nun auch auf die Streamingplattformen überzugreifen.

Das Problem der Ausblendung von Filmgeschichte ist dadurch sicherlich nicht gelöst. Wer jedoch weiterhin nicht auf kuratierte Klassiker und Arthousekino verzichten möchte, muss sich anderweitig behelfen. Die an Festivals und Jubiläen ausgerichtete Plattform Mubi ist sozusagen das Programmkino der Streamingwelt. In den USA gibt es zudem noch das digitale Angebot der Criterion Collection. Physische Archive, Filmseen und Bibliotheken sind also weiterhin wichtige Anlaufstellen für Cineasten und Filmwissenschaftler, die nicht nur aus den Produktionen der letzten 35 Jahre schöpfen möchten. Und die Streaming Wars? Die werden sich mit dem weltweiten Start von Disney Plus dieses Jahr zuspitzen. Ob und wann die Blase platzt, ist hingegen noch nicht absehbar. ||



Vergangenheit

Vorhergesagte



Canan Bilir-Meier: »This Makes Me Want to Predict the Past« (Filmstill) | 2019
Super-8-Film, digitalisiert, 16 Min. | © Canan Bilir-Meier

(Links:) **Mit abgetrenntem Kopf: das »Mahnmal Homosexuellenverfolgung« – Rosemarie Trockel: »Frankfurter Engel« | 1994** | Courtesy the artist and Sprüth Magers, © Rosemarie Trockel – VG Bild-Kunst Bonn, 2019

Die vermeintlich verstaubte Parole »Wehret den Anfängen« ist keine hohle Worthülse, sie hat nichts an Dringlichkeit eingebüßt. Eine Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum spricht, mit der Geschichte im Blick, von der Zukunft.

QUIRIN BRUNNMEIER

Das Viertel um den Königsplatz in München kann sicherlich als historisch kontaminiert bezeichnet werden. Neben dem von Karl von Fischer als Herz eines imaginierten »Isar-Athens« konzipierten und von Leo von Klenze ausgeführten klassizistischen Ensemble aus Propyläen, Glyptothek und Antikensammlung wollte die Spitze der NSDAP in den 1930er Jahren ihr eigenes Zentrum errichten. Um die Parteizentrale im sogenannten »Braunen Haus« herum entstanden repräsentative Verwaltungsbauten, München sollte als »Hauptstadt der Bewegung« glänzen. Im Krieg zerstört, lag das Grundstück der ehemaligen Zentrale jahrzehntelang brach, bis schließlich 2015 das NS-Dokumentationszentrum als Lern- und Erinnerungsraum zur Geschichte des Nationalsozialismus an eben dieser Stelle eröffnet wurde. Dass in direkter Nachbarschaft heute auch stolz und tröstlich die Fahne mit dem Davidstern auf dem Dach des Generalkonsulats des Staates Israel weht, verdeutlicht nur die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die diesen Ort umgibt.

Die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Vergangenheit und der Verantwortung für Gegenwart und Zukunft stehen auch im Zentrum der Ausstellung »Tell me about yesterday tomorrow«, die bis August 2020 im NS-Dokumentationszentrum zu sehen ist. Gastkurator Nicolaus Schafhausen hat sie zusammen mit der Direktorin des Hauses, Mirjam Zadoff, entwickelt: ein ambitionierter Versuch, an den Schnittstellen von bildender Kunst, Geschichtswissenschaften und Vermittlung ein neues Format zu schaffen. Aktuelle, gesellschaftspolitisch relevante Themen und die Relevanz institutioneller Erinnerung sollen sich gegenseitig befruchten. Es geht darum, den Blick des Publikums zu weiten, sagte Mirjam Zadoff bei der Eröffnung. Schafhausen und Zadoff haben dafür die bestehende (unter Gründungsdirektor Winfried Nerdinger erarbeitete) Dauerausstellung um Werke zeitgenössischer Kunst ergänzt. Die musealen Vitri-

nen und Wandtafeln, die Münchens NS-Geschichte vom Ersten Weltkrieg bis in die Gegenwart erzählen, blieben an ihren angestammten Plätzen. Zusätzlich wurden Beiträge von 46 internationalen Künstler*innen, darunter prominente wie Gregor Schneider, Hito Steyerl oder Rosemarie Trockel, in die Räume integriert. Formell wie inhaltlich ist die Bandbreite der gezeigten Werke beeindruckend. Auf Bildern, in Fotografien, Zeichnungen, Installationen und Videos werden unterschiedliche Themenkomplexe und Fragestellungen verhandelt, verbunden durch einen Subkontext, der sich mit dem Geist des Ortes vermischt. So entsteht eine Mischung, die zusammen mehr als lediglich ein Nebeneinander ergibt: Die historischen Mechanismen der verhängnisvollen Entwicklung der NS-Diktatur intensivieren den Blick auf die zeitgenössischen Arbeiten.

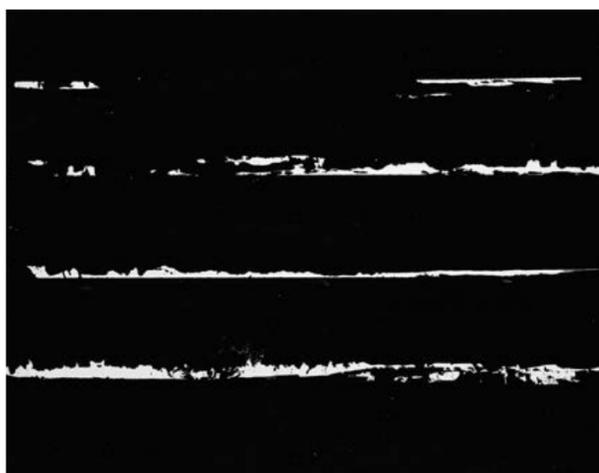
Polarisierung, Brutalisierung, die Suche nach Sündenböcken und einfachen Lösungen sind die Symptome einer Gesellschaft, die heute wieder ihr balanciertes Zentrum zu verlieren scheint und in Gefahr ist abzurutschen. Ausgrenzung und Verfolgung, Stigmatisierung, soziale Kälte und die diffuse Angst vor dem »Fremden« ziehen sich dementsprechend als Motive durch die ausgewählten Arbeiten. Der Jenaer Sebastian Jung präsentiert scheinbar hastig auf Papier gebrachte Zeichnungen von Wutbürgern auf Pegida-Demonstrationen und Neonazi-Aufmärschen und konserviert die aggressive Stimmung in grotesken Bildern. Die Münchnerin Canan Bilir-Meier besucht für ihre einfühlsame Videoarbeit »This Makes Me Want to Predict the Past« mit einer Gruppe türkisch-kurdischer Freundinnen das OEZ-Einkaufszentrum, das vor drei Jahren Tatort eines radikalen Anschlags war. Auch ökonomische Zwänge werden als Teilaspekt des Problems identifiziert: In seiner Polaroid-Serie »Shoplifters« zeigt Mohamed Bourouissa Schnappschüsse von auf frischer Tat ertappten Ladendieben in New York, die, vom Ladenbesit-

zer gezwungen, ihr Diebesgut in die Kamera halten müssen: ihrer Würde beraubt und an den fotografischen Pranger gestellt.

Können Künstler*innen ein Gegenbild zu populistischen Visionen schaffen? Müssen sie, in Zeiten wie diesen, politisch agieren? Nicolaus Schafhausen, der bis vor Kurzem die Kunsthalle in Wien geleitet hat, stellt in der Ausstellung die gesellschaftspolitische Verantwortung von Kunst in den Fokus. Bei einer Diskussion im Lenbachhaus mit der Künstlerin Anette Kelm und dem Museumsdirektor Udo Kittelmann waren dies die zentralen Fragen. Zu einer abschließenden Antwort kam die Runde jedoch nicht. Dennoch schafft das Projekt »Tell me about yesterday tomorrow« ein in sich schlüssiges Gesamtbild. In den Räumlichkeiten des NS-Dokumentationszentrums gehen die Arbeiten, im Austausch mit den Exponaten der Dauerausstellung, einen vielstimmigen Dialog ein. Komplex verzahnt, ermöglicht das Projekt Querverweise aus einer dunklen Vergangenheit in unsere fragile Gegenwart. Parallel zur Ausstellung gibt es ein dichtes Veranstaltungsprogramm aus Rundgängen, Lesungen, Talks und Vorträgen. Zusätzlich wird 2020 ein Katalog erscheinen, der das hybride Projekt aus Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft publizistisch flankiert. ||

TELL ME ABOUT YESTERDAY TOMORROW
NS-Dokumentationszentrum München | Max-Mannheimer-Platz 1 | **bis 30. August** | Di bis So 10–19 Uhr | Eintritt frei
Öffentliche Rundgänge: 7./14./21./28. Jan., 4./11./18./25. Feb., 17.30 Uhr | **20. Jan.**, 20 Uhr: Jackie Thomae »Brüder« – Lesung und Gespräch mit Marie Schmidt | **31. Jan./1. Feb.**, 10.30–20 Uhr: Symposium »Public Art – City. Politics. Memory« mit Ken Lum, Michaela Melián, Marcel Odenbach, Jonas Dahlberg u.a.
weitere Veranstaltungen: www.yesterdaytomorrow.nsdoku.de
Ein Begleitheft (182 S., zahlr. Abb.) liegt gratis im Foyer aus.

Dompteur des Lichts



Pierre Soulages: »Peinture 7 janvier, 2000« | Öl auf Leinwand, 45 × 57 cm, Leihgabe Edith und Werner Rieder Stiftung, München – noch bis 15. Januar



Pierre Soulages: »Lithographie no. 18« | 1968 | Lithographie auf Velin, 50 x 38 cm || © VG Bild-Kunst, Bonn 2019; Pierre Soulages, Paris 2019 (3)

RÜDIGER VON NASO

Schwarz sehen, das kann auch eine Kunst sein. Keiner versteht diese Kunst wohl besser als der französische Ausnahmekünstler Pierre Soulages, der am 24. Dezember seinen hundertsten Geburtstag gefeiert hat. Schon als er, gerade einmal vier oder fünf Jahre alt, Schnee darzustellen versuchte, dienten ihm dazu schwarze Striche, wie er gerne erzählt. »Ich liebe die Autorität von Schwarz, seine Würde, seine Klarheit, seine Radikalität. Das Schwarz bietet unvorhersehbare Möglichkeiten, und ich gehe auf sie zu«, fasst er seine Obsession in Worte. Dabei erfindet er sich immer wieder neu und bleibt sich doch treu. »Das Unerwartete interessiert mich, ich weiß nicht, was ich tun werde, wenn ich ein Gemälde beginne.« Heute ist sein Œuvre in 110 Museen weltweit zu sehen, er ist der teuerste lebende französische Künstler: 9,6 Millionen Euro wurden 2018 für »Peinture, 23 décembre 1959.« bezahlt. Auf diesem Bild flirtet das Schwarz mit Rot und Weiß, nachdem am Anfang seines Schaffens Schwarz noch allein auf seinen Bildern vorherrschte. Zwei Jahrzehnte später, 1979, erfand Soulages dann den Begriff des »Outre Noir«, ein »Jenseits-Schwarz«, das nichts anderes ist als eine Quelle des Lichts, der Reflexionen. Er arbeitet mit Gummispachteln und Bürsten, die pastos aufgetragene Farbe führt zu einem Spiel von Licht und Schatten.

Mit Schwarz zu arbeiten, ist für Soulages die eindringlichste Art, Licht zu erzeugen. Der Betrachter ist dabei eingeladen, am einzelnen Kunstwerk mitzuwirken: So gibt es das Dreigespann Künstler, Kunstwerk, Betrachter. Denn der Standpunkt des Betrachters im Raum entscheidet über die Reflexionen auf dem Bild, und es ist kein Zufall, dass die Werke oft frei im Raum schweben und nicht an einer Wand fixiert sind, weil sie so dem Betrachter mehr Spielraum geben, variantenreichere Blickwinkel erlauben.

Pierre Soulages' Perspektive auf die Kunst war bereits früh eindeutig. »Schon mit zwölf Jahren habe ich mir gesagt, dass es nur eine wichtige Sache im Leben gibt, nämlich die Kunst, und dass ich Maler werden würde.« Diese Erkenntnis, die er später nie in Zweifel gezogen hat, gewann der Junge aus der südfranzösischen Stadt Rodez bei einem Schulausflug nach

Conques nach der Besichtigung der Kirche Sainte-Foy de Conques, einer der Stationen auf dem Jakobsweg. Er war vollkommen fasziniert von dem romanischen Meisterwerk. Später ging er nach Paris zum Studium, wechselte dann aber bald an die École des Beaux-Arts in Montpellier, wo er seine spätere Frau Colette Llaurens traf, mit der er bis heute innig verbunden ist. Die Hochzeit fand übrigens um Mitternacht in Schwarz statt.

Im Jahr 1948 markierte die Gruppenausstellung »Peinture abstraite française«, an der Soulages teilnahm, einen Wendepunkt, ebnete ihm den Weg nach New York, ins Guggenheim Museum, auch wenn der Erfolg in Frankreich noch etwas auf sich warten ließ. 1967 widmete ihm das Musée National d'Art Moderne in Paris dann die erste Einzelausstellung auf französischem Boden. Zuvor hatte Soulages auf der Biennale in Venedig ausgestellt, an der documenta in Kassel teilgenommen, seine Preise stiegen. Und dann, es klingt unwirklich und märchenhaft, kehrte er mehr als ein halbes Jahrhundert später an jenen Ort zurück, an dem er einst den Entschluss fasste, Künstler zu werden, nach Conques. Und konzipierte dort zwischen 1987 und 1994 nicht weniger als 104 Kirchenfenster, die der romanischen Kirche eine ganz neue Dimension eröffnen, sie auf wunderbare Weise ins Licht setzen, ihr eine unvergessliche Magie verleihen.

Vor zehn Jahren fand dann in Paris im Centre Pompidou eine große Retrospektive statt, mit mehr als 500.000 Besuchern. Und 2014 wurde in Rodez, seiner Geburtsstadt – heute lebt er mit seiner Frau in Sète – das Musée Pierre Soulages in Anwesenheit des französischen Präsidenten eröffnet, mit mehr als 500 Werken, die größte Soulages-Kollektion weltweit. Pierre Soulages stimmte damals nur unter der Bedingung zu, dass auch immer wieder Arbeiten anderer Künstler ausgestellt würden.

Nun, zum hundertsten Geburtstag des Künstlers, gibt es auch einige andere Gelegenheiten, dem Œuvre des Maler-Giganten näherzukommen und ihn zu feiern. Am einfachsten gleich in München. Hier zeigt die Galerie Rieder in der Maximilianstraße, die dem Künstler seit Jahrzehnten freundschaftlich verbunden ist, eine kleine feine Verkaufsschau, »Pierre Soulages – Hommage zum 100. Geburtstag«, die durch einige edle Leihgaben ergänzt wird. Die Preise liegen zwischen 16.800 Euro für eine Radierung und 535.000 Euro für ein Ölbild auf Leinwand. Erstmals hatte die Galerie 1986 Werke von Soulages dem Publikum präsentiert, damals allerdings, wie es heißt, war die Resonanz



»Lithographie no. 34« | 1974 | farbige Lithographie auf Velin, 67 × 50 cm

Der französische Maler Pierre Soulages wird 100.

eher verhalten. Das sei nun anders. Internationales Renommee, Wertschätzung auch bei deutschen Kunstkennern, steigende Preise bei einem eher seltenen Angebot, so sieht die aktuelle Lage aus. Auch das Franz Marc Museum in Kochel zeigt übrigens aktuell zwei schöne Gemälde und einige Grafiken.

Wer mehr sehen will vom »Dompteur des Lichts«, wie ein Artikel in der französischen Kunstzeitschrift »Beaux Arts« Pierre Soulages bezeichnete, der muss nach Paris fahren, dort versammelt der Louvre im Salon Carré Werke aus acht Jahrzehnten unter dem Titel »Soulages au Louvre«. Und das Centre Pompidou zeigt in zwei Sälen Werke aus den eigenen Beständen (beide bis 9. März). Auch das Musée Fabre in Montpellier, seinerzeit ein Lieblingsort für Pierre Soulages und Colette – hier entdeckte er Courbet für sich –, widmet dem Maler eine Ausstellung »Soulages à Montpellier« (bis 17. Januar). Bleibt nur abzuwarten, ob und wann die Münchner Pinakothek der Moderne ihre beiden Soulages-Gemälde aus dem Depot holt und präsentiert. Der richtige Moment wäre es jetzt. ||

PIERRE SOULAGES – HOMMAGE ZUM 100. GEBURTSTAG
Galerie Rieder | Maximilianstr. 22 | **7. Jan. bis 30. März**
Di bis Fr 11–13 und 14–18 Uhr, Samstag nach Vereinbarung (089 294517) | Zur Ausstellung gibt es ein Begleitheft (28 S., 10 Abb.) | www.galerierieder.de

Anzeige



mitteilen
Augusta Laar und
Samuel Rachl
19.10.2019 – 28.2.2020

Mo. bis Do. 8 – 17 Uhr
Fr. 8 – 13 Uhr
Prinzregentenstr. 14 | München

Inklusives Programm
www.kunst-inklusive.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimat

GALERIE
BEZIRK
OBERBAYERN

bezirk 5 oberbayern

Die Außenwelt der Innenwelt

Im Haus der Kunst demonstrieren Njideka Akunyili Crosby, Leonor Antunes, Henrike Naumann und Adriana Varejão, wie das »Innenleben« gesellschaftliche Zustände widerspiegelt.



Installationsansicht der Ausstellung »Innenleben« mit Werken von Leonor Antunes und Njideka Akunyili Crosby
Haus der Kunst, 2019 | Foto: Connolly Weber Photography

CHRISTIANE PFAU

Die erste Assoziation ist falsch: Es geht bei dieser Ausstellung nicht um Virginia Woolfs Essay »A room of her own«, nicht um das Recht der Frau auf ihren intimen Rückzugsort oder um weiblich konnotierten Spielraum innerhalb der Gesellschaft, nein, es geht um die Frage nach dem privaten Raum in Zeiten globaler Öffnung. Kuratiert von Anna Schneider, präsentiert »Innenleben« mit Njideka Akunyili Crosby, Leonor Antunes, Henrike Naumann und Adriana Varejão vier Künstlerinnen, die in ihrem Werk dem Verhältnis von innen und außen nachspüren. Ob als imaginäres oder reales Setting, als Metapher oder konkreter Schauplatz intimer sozialer Handlungen, stets wird der Innenraum zur Projektionsfläche für den jeweiligen Zeitgeist. So unterschiedlich die Künstlerinnen in Arbeitsweise und Herkunft sind, verbindet sie die Frage nach ihrem Verwobensein mit der Welt. Zugehörigkeit und Abgrenzung, nach innen gerichteter Nationalismus und kulturell offenes Weltbürgertum, Verstrickung in Geschichte und gesellschaftliche Zukunftsvision treffen hier aufeinander. Im Treppenhaus, auf dem Weg in die Ausstellungsräume, begegnet man zuallererst einer

sehr schönen fünfteiligen Lampe, die auch dem Art déco zugeschrieben werden könnte. Die Lichtskulptur mit dem Titel »discrepancies with C.S.« stammt von der 1972 geborenen, in Berlin lebenden Portugiesin Leonor Antunes und ist nicht nur eine Hommage an den italienischen Modernisten Carlo Scarpa, sondern vielmehr einer ihrer zahlreichen Versuche, sich mit einer anderen Zeit und ihren ästhetischen Akteuren zu verbinden. Adriana Varejão (geboren 1964 in Rio de Janeiro) widmet sich dem Motiv der Mauer: Sie konstruiert Wände, aus denen Innereien drängen, oder sie malt Wände aus Fliesen, deren Fugen platzen und aus denen Blut tropft oder andere organische Materie, so genau will man das gar nicht wissen. Der metaphorische Ansatz ist nicht subtil, sondern setzt auf den krassen Effekt der Abstoßung. Der lebendig eingemauerte Leib sucht sich den Weg in die Freiheit? Ganz anders die aus Nigeria stammende, in Los

Angeles arbeitende Malerin Njideka Akunyili Crosby (geboren 1983), die das große Format mit farbkraftigen, dabei sehr zarten Darstellungen von Gruppen und Paaren bevölkert. Farbige Frau, weißer Mann, berührend einander zugewandt. Crosby erschafft aus Malerei, Collage und Fotografie surreal anmutende Räume, in denen Details auftauchen, die keiner Logik folgen. Die Künstlerin legt Bildebenen übereinander und folgt einem narrativen Konzept, das nicht der Realität, sondern der Utopie Raum gibt. Am unheimlichsten ist der wirklich schauerhafte Raum von Henrike Neumann. Die 35-jährige ausgebildete Bühnen- und Kostümbildnerin aus Zwickau hat in ihrer Mixed-Media-Installation »Ruinenwert« Hitlers Wohnzimmer auf dem Obersalzberg nachgebaut. Natürlich nicht originalgetreu, aber auch ohne dass man den Hintergrund dieser Arbeit kennt, spürt man sofort, was die Künstlerin antreiben mag: Genüsslich boshaft walzt sie auf fies roséfarbendem Teppich das deutsche Spießertum aus und arrangiert aus Sofalandschaften, Schrankwand, dem Festzug zur Eröffnung des »Hauses der Deutschen Kunst« als mittelalterlich angehauchtem Auf-

marsch auf Video, dem Barbarossalied, Flokatifetzen und Nippes einen Raum zum Fürchten. Wer sich hier länger als notwendig aufhält, den will die Welt draußen nicht erleben müssen. Und so erreicht die Ausstellung genau, was sie will: Sie macht nicht nur sichtbar, was das Leben im Inneren vielleicht zusammenhält, sondern auch, was passieren kann, wenn es nach draußen quillt. ||

INNENLEBEN. NJIDEKA AKUNYILI CROSBY, LEONOR ANTUNES, HENRIKE NAUMANN, ADRIANA VAREJÃO
Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | **bis 29. März** | Mo bis So 10–20 Uhr, Do 10–22 Uhr
Führungen: 4./11./18./19. (Familienführung) / 25. Jan., jew. 15 Uhr | Themenführungen: 6./13./20./24. Jan., 15.30 Uhr | Kuratorinnen-/Künstlerinnenführung: 21. Jan. (mit Anna Schneider); 11. Feb. (mit Leonor Antunes); 3. März (mit Dimona Stöckle); jew. 18.30 Uhr; 29. März (mit Henrike Naumann), 16 Uhr
weitere Veranstaltungen: www.hausderkunst.de
Die Begleitpublikation (Prestel, 220 S., 68 Abb., 39 Euro) erscheint am 24. Februar

Männerbilder: In einer Ausstellung der Pasinger Fabrik gibt es viele viele Kens aus der Barbie-Welt zu entdecken. Und elf Künstler*innen dekonstruieren die Ikone.

THOMAS BETZ

Nicht schön, was Ken da tut. Damit ist nicht gemeint, dass Barbies Begleiter stolz beim Staubsaugen posiert. Oder dass er – bei der Lektüre von »Happiness for Husbands and Wives« – auf der Liege neben seiner blonden Frau seine Augen ganz woanders hat. Etwa bei dem knackigen Poolreiniger oder dem feschen Pianisten. Solche delikaten Momente hat Jana Cruder aus Los Angeles in ihrer Fotoserie »Great Expectations« (2013) inszeniert. Dass

die Künstlerin Ken als homo- oder bisexuell präsentiert, dürfte heute in der weltweiten Fan-Gemeinde kein skandalöses Problem sein.

Denn die Barbie-Welt des Spielwarenkonzerns Mattel hat – so oder so – auf den Zeitgeist und gesellschaftliche Veränderungen reagiert. 1961 durfte Barbie als Arbeitskleidung Doktorhut und Robe tragen, wichtiger freilich waren stets die Frisur und trendige Outfits. Nach Barbies Affäre mit einem Surfer konnte ihr Boyfriend Ken sie 2011 wiedergewinnen, nachdem er in New York plakatieren hatte lassen: »Barbie, we may be plastic but our love is real.«

Schlimm freilich ist, dass Ken die kopflose Leiche einer Puppe penetriert: in Felix Müllers Super-8-Film »Von Schönheit und Neid« (1996), einer grotesk-grausamen Splatter-Kasperliade. Und in »Vivus Funeratus«, einem halluzinatorischen Schwarz-Weiß-Film von Stefan Stratil (1992, zu Musik von Der Plan), greifen zwei Barbies an die Leerstelle zwischen Kens Beinen; dann greifen die Plastikpuppen mit ihren High Heels an. Zwei extreme künstlerische Kommentare zum spießigen Geschlechterrollenbild des Barbie-Universums. Und in der 10-teiligen narrativen Serie »In the Dollhouse« der Kanadierin Dina Goldstein (2012) bricht Ken aus aus der scheinbar



Dina Goldstein: »Bathroom mirror«, aus der Fotoserie »In the Dollhouse« | 2012 | Fine Art Print, 50 x 70 cm | © Dina Goldstein

perfekten Harmonie des pinkfarbenen Interieurs, auch hier ist am Ende der Kopf ab.

Aber auch ohne Barbie ist Ken interessant. Das demonstriert die Ausstellung »Yes, We Ken!«, die die Lyrikerin, Performance-Poetin und Künstlerin Augusta Laar in der Pasinger Fabrik zusammen mit deren Leiter Stefan-Maria Mittendorf organisiert hat. Ein Must-see ist sie allein schon wegen Laars grandioser Sammlung von Ken-Figuren aller Art. 80 Stück hat sie zu einem mehrere Meter langen Walk zusammengestellt. Oder Kens mit Disney-Figuren, Mainzelmännchen, Puppen und anderem Spielzeug und ausgesuchtem Kitsch in Objekt-Montage-Schaukästen zu Andachts- und Rätselbildern komponiert: »Spend time with your family, don't regret it on your death bed« (2016), so einer der Titel. Auch seltene Original-Editionen sind zu sehen: Barbie und Ken in »Star Trek« oder aus der Männer-Puppenwelt GI Joe oder Elvis als Soldat. Zwei »Ken Fashionistas« sitzen, gleichsam Oldtimer-

Was Ken alles kann

Fans, in einem »Barbie Star Vette Cabrio« von 1975, flankiert von einem heutigen Hipster Ken mit Dutt. Auch ein Bondage Ken ist zu entdecken, sogar mit einem Penis ausgestattet.

Dörte Bäumer, eine weitere Münchnerin unter den elf künstlerischen Positionen, führt in ihrer aktuell entstandenen Serie »Bravo, Ken!«, nostalgische Medienikonen aus der Zeitschrift »Bravo« collagehaft und zeichnerisch mit Puppen zusammen. Anders argumentiert die Medienkünstlerin Birthe Blauth in ihrer Bild-Reflexion: In dem Video »Adami-zer« (2009) transformieren sich vom Leben gezeichnete Charakterköpfe wie du und ich zurück in eine schemenhafte Jugend. In der, und in der Welt von Ken, möchte man sich nicht ewig aufhalten müssen. ||

YES, WE KEN!
Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | **bis 19. Jan.** | Di-So 16–20 Uhr | **8. Jan.**, 19.30 Uhr, Kalle Aldis Laar: »Ken vs. GI Joe. Puppen, Action Figures und Zeitgeist«; **14. Jan.**, 19 Uhr, Artist Talk und Ken's Kunstocktail: Stefan-Maria Mittendorf und Künstler Robert Weissenbacher; **17. Jan.**, 19 Uhr, Lesung/Diskussion mit Jochen König: »Männer und Feminismus!«; **18. Jan.**, 10–16.30 Uhr, Workshop für Männer mit Jochen König: »Wann ist ein Mann ein Mann?«

Anzeige

**NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL**
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspigeldruck.de
www.ulenspigeldruck.de



Das Ochsenrennen in Münsing am Starnberger See findet alle vier Jahre statt | © Roger Fritz (2)



Papamobil mit Polizei-Eskorte: Johannes Paul II. und der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Joseph Ratzinger, 1980

Das Verkehrszentrum des Deutschen Museums auf der Münchner Theresienhöhe zeigt unter dem Titel »Der bewegte Mensch« Fotos von Roger Fritz.

JOACHIM GOETZ

Freilich fühlt man sich in eine andere Zeit versetzt. Wenn man die Ausstellung »Der bewegte Mensch« im Verkehrszentrum auf der Theresienhöhe anschaut. Wenn man sie nach einem Hindernislauf durch die verwinkelten Verkehrswege dieses Verkehrsmuseums in einem abgelegenen Areal hinter historischen Straßenbahnen und nostalgischen Pkws denn findet.

Die farbigen Fotografien des multitalentierten Roger Fritz, die aus seinem ab Mitte der 80er Jahre entstandenen farbigen Fotofundus zusammengestellt sind, zeigen nämlich ziemlich andere Facetten und Aspekte dessen, was einen heute täglich als neueste Meldung von der Mobilitätsfront verfolgt. Fritz' »bewegter Mensch« fährt nicht etwa mit einer Seilbahn in luftigen Höhen über dem Frankfurter Ring oder taucht tausend Klafter tief in die unterste U-Bahn-Höhle hinab, um sich mit 912 anderen (so viele Menschen passen laut MVG in einen »kurzgekuppelten Gliederzug, maximal 6-teilig fahrbar«) möglichst rasch von A nach B bringen zu lassen. Auch von Flugscham ist nicht viel zu spüren. Oder von ständig verspäteten, ausfallenden Bahnfahrten. Fritz, der in den 50er Jahren als Assistent von Herbert List professionelle Fotografen-Erfahrung sammelte, geht es nicht um Technik, ums Machbare, um Massentransport. Der Fotografie-Experte Hans-Michael Koetzle sagt in seinem Katalogbeitrag dazu: Was Fritz grundsätzlich interessiert, sind nicht »Verkehrsteilnehmer« – sondern Menschen.

Trotzdem ignoriert der 1936 in Mannheim geborene Roger Fritz, der in München auch als Schauspieler (bei Rainer Werner Fassbinder) und Regisseur berühmt wurde, neue Entwicklungen nicht. Zu sehen sind etwa auch – im Kapitel »Radlerporträts« – futuristische Liegeräder oder Rikschas. Aber das ist das Resultat des neugierigen Blicks eines immer wachen Beobachters, der Außergewöhnliches registriert. Die vielen farbenprächtigen Bilder sind auch nicht als Kritik an unserer Mobilität zu verstehen. »Als stiller Beobachter, Chronist, als Feldforscher mit der Kamera beschränkt er sich aufs Bildermachen. Die Exegese dürfen andere liefern«, sagt Koetzle.

Bei Wikipedia wird Verkehr als »räumliche Bewegung von Objekten in einem System« definiert. Bei Fritz, der auch als Gründungsmitglied für die legendäre Zeitschrift »twe« Reportagen lieferte, hat der Verkehr eher etwas mit Individuen zu tun. Sogar in der verkehrsfreien Zeit beim Warten: etwa wenn Flugreisende mit den Händen in den Hosentaschen untätig und ungeduldig ihr Gepäck am Rollband erwarten. Oder wenn Autofahrer als isolierte Gefangene in transparenten Zellen das Ende einer Staufahrt herbeisehnen.

Die Leiterin des Ausstellungshauses, Bettina Gundler, sagt, der Künstler hielte »das Besondere im Alltäglichen fest«. Gut, manches würde man sich – trotz malerischer mediterraner Landschaft – jetzt nicht all-täglich wün-

schen. Etwa wenn eine ziemlich übergewichtige Mama mit ihren untergewichtigen Teenagersprösslingen (Papa steuert das Ganze womöglich vom Fahrersitz aus) einen reise-technisch überladenen havarierten Pkw auf

einer engen, piniengesäumten Landstraße einen Berg hochschieben will. Oder wenn der minderjährige Radlernachwuchs mit dem Kinderrad den Randstein nicht richtig einschätzt und sich beim Sturz das Knie aufschürft.

Fritz, der auch Bücher herausgibt, hat einen untrüglichen Sinn für das Auslösen im richtigen, im spannenden Moment. Denn er arbeitet nicht mit einer Kamera, die 60 Bilder pro Sekunde schießt – sondern analog. Mit Ektachrome und Abzügen. Aber wirklich wichtig ist das nicht. Entscheidend ist, dass er offensichtlich, im Sinne von Henri Cartier-Bresson, diese richtigen Momente vorausahnt. Warum? Der Katalogautor Axel Thorer äußert die These, dass Fritz als Regisseur von Spielfilmen – »Mädchen, Mädchen« von 1966 gehört dazu oder »Häschen in der Grube« von 1968 – derartige, wie von ihm fotografierte Zwischenfälle plant. Und sie also vorab leichter erahnt.

Sicher ist auch, dass einer, der auf so vielen Hochzeiten stilischer tanzt(e) wie Fritz, einen vielfältigeren, facettenreicheren Blick hat auf die Welt, ihre Menschen, ihre Mobilität. Was sich schon in den Kapiteln der Ausstellung zeigt: Der »bewegte Mensch« findet sich da nicht nur als Trampel, die heute ja geradezu ausgestorben sind. Klar, wenn man für den Preis eines guten Cocktails nach Mallorca (und wieder zurück) fliegen kann, wozu soll man sich da noch als Anhalter einen Krampf im ausgestreckten Daumen holen? Im Auto-Kapitel findet man natürlich den Stau in der Rushhour in L.A., aber auch langmännige Fahrer, die bewaffnet mit rosarot umrandeter Sonnenbrille und begleitet von der – Entschuldigung: #MeToo – unvermeidlichen auftoupierten Blondine voller Stolz aus ihrem Cabrio heraus schauen. Das waren noch Zeiten! Oder?

Bus, Bahn, Schiff, Flugzeug – nichts wird vergessen. Die Motorradeskorte vor dem Papamobil mit Johannes Paul II. ist auch dabei. Oder Pferdeschlitten, Isarflöße und Surfbretter. Selbst das Oktoberfest kommt zu Ehren: mit Autoscooter oder dem Cyber Space mit rasanten Überschlagen und Rotationen. Überhaupt macht das Kapitel »Just for Fun« oder »Schnell und mutig« – darunter ein Massenstart im Skilanglauf, ein Ochsenwagenrennen in Aschau oder das White-Turf-Pferderennen auf dem zugefrorenen St. Moritzersee – mal wieder klar, dass Bewegung Menschen auch Spaß machen kann und darf. Das hatten wir ja angesichts all unserer »Mobilitätsprobleme« fast vergessen. Fritz ruft's in Erinnerung. ||

DER BEWEGTE MENSCH
Verkehrszentrum des Deutschen Museums,
Halle 1 | Am Bavariapark 5 | bis 9. Februar
tägl. 9–17 Uhr | Katalog im Selbstverlag 24 Euro

Anzeige

VALERY GERGIEVS »MPHIL 360°«
DAS FESTIVAL DER
MÜNCHNER PHILHARMONIKER
2_2_2020
MUFFATHALLE

VALERY GERGIEV
SOLISTEN UND
ENSEMBLES DER
MÜNCHNER
PHILHARMONIKER

TSCHAIKOWSKY
WETTBEWERBS-
PREISTRÄGER

Karten:
Erwachsene 10 €
Kinder und
Studierende 0 €

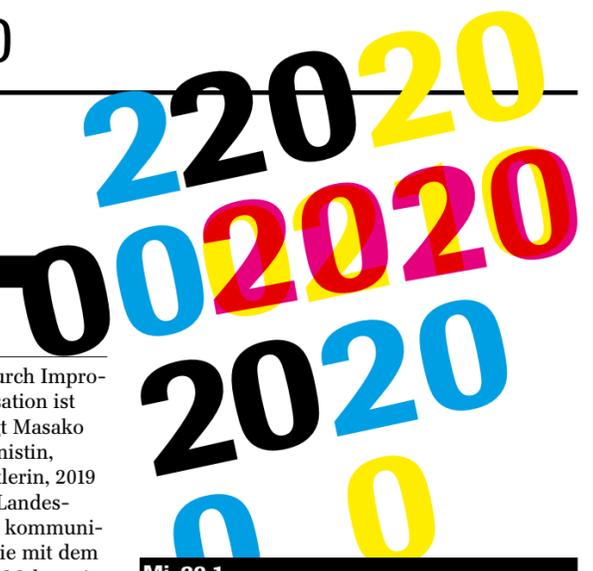
mphil.de
089 54 81 81 400

DAS ORCHESTER DER STADT

Design: Frank Finbork & Nicole Etenbach

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

schattdecor **DB** In freundschaftlicher Zusammenarbeit mit



Mi, 8.1.

VORTRAG | GISÈLE VIENNE UND JULES EVANS:
»EXZESS UND EKSTASE«

Was hat Exzess mit unserem Wirtschaftssystem und gleichzeitig mit der Verweigerung rationaler und ökonomischer Verwertungsstrategien zu tun? Antworten darauf sucht Jules Evans, Autor, Rundfunkjournalist, Philosoph und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centre for the History of the Emotions an der Queen Mary University of London, wo er Geschichte und Philosophie ekstatischer Erfahrungen erforscht. Er spricht über seine 2017 veröffentlichte radikale Selbstuntersuchung »The Art of Losing Control. A Philosopher's Search for Ecstatic Experience«, für die er verschiedene kulturelle und religiöse Praktiken erprobte, um sich einer höheren Macht hinzugeben. Die französisch-österreichische Choreografin, Künstlerin und Regisseurin Gisèle Vienne erforscht das Phänomen der gemeinschaftlichen Ekstase als temporäre Weltflucht inklusive der anschließenden Phase der Erschöpfung und Ernüchterung, die in der Detroit-Techno-Musik sowie Rave-Kultur eine große Rolle spielt.

Akademie der Bildenden Künste München,
Aula im Altbau | Akademiestr. 2 | 19.00
in englischer Sprache

Mi, 8.1.

LECTURE | KALLE ALDIS LAAR: »KEN VS. GI JOE. PUPPEN, ACTION FIGUREN UND ZEITGEIST«

Im Rahmen der Ausstellung »Yes We Ken« (siehe Seite 30) spricht Kalle Laar ebenso informativ wie unterhaltsam über den Barbie-Mann Ken und seine Konkurrenten im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen. Im Lauf der Jahrzehnte immer wieder totesagt, ist Ken nach wie vor lebendig, egal ob als »The X Files«-Agent Fox Mulder oder gar als Karl Lagerfelds Wiedergänger. Und seine Real-Life-Version ist auch unterwegs: Rodrigo Alves gestaltet sich seit Jahren um zur »Human Ken Doll« und zelebrierte 2018 seine 62. plastische OP. Dagegen fürchten eingefleischte Militariliebhaber: »Did political correctness kill off GI Joe Action Figures?« Natürlich präsentiert Laar auch diesmal wieder einen akustisch-musikalischen Plafond und schöpft skurrile Zeugnisse aus seinem Klangmuseum.

Pasinger Fabrik, Kleine Bühne | August-Exter-Str. 1 | 19.30 | Tickets: Abendkasse

Sa, 11.1.

RUNDGANG | LIOBA BETTEN:
»SIEBOLDS GRAB«

Ruhestätten bedeutender Überseeforscher und Architekten auf dem Alten Südfriedhof sind das Thema dieses Rundgangs. Philipp Franz von Siebold, dem das Museum Fünf Kontinente gerade die umfangreiche und sehr sehenswerte Ausstellung »Collecting Japan« widmet, wurde 1866 im Neuen Teil des Alten Südfriedhofs beigesetzt. Ein extravagantes Grabmal mit asiatischen Stilelementen erinnert an den bedeutenden Japanforscher. Auch die Grabstätten anderer Überseeforscher aus Bayern, darunter die Gebrüder Schlagintweit oder Karl Philipp von Martius, befinden sich dort, ebenso wie das Grab des Architekten Friedrich von Bürklein, dessen städtebauliches Hauptwerk – die Maximilianstraße mit dem Museum Fünf Kontinente und dem Maximilianeum – München bis heute prägt.

Treffpunkt: Alter Südfriedhof, Eingang Stephansplatz | 14.00 | Eintritt frei, Anmeldung: cordula.starke@mvhs.de

So, 12.1.

MUSIK | FRÜHSCHOPPEN MIT DER HOCHZEITSKAPELLE

Los, raus aus dem Bett, besser wird dieser Sonntag sonst nicht mehr: Die Hochzeitskapelle, gegründet 2012 anlässlich einer Eheschließung, macht mit zwischen München, New Orleans und Trinidad zusammengesammelten Lieblingsstücken das, wofür die Musik wohl ursprünglich erfunden wurde: Micha Acher (Trompete, Tuba), Mathias Götz (Posaune), Evi Keglmaier (Viola, Tuba), Alex Haas (Banjo) und Markus Acher (Percussion) spielen eine Art folkloristisch-elegischen Rumpeljazz und geben melancholische Antworten auf grundlegende, zugleich niemals ausgesprochene Fragen.

Theater im Fraunhofer | Fraunhoferstr. 9 | 11.00, Einlass 10.00 | Tickets: Tageskasse, Reservierung: 089 267850 | www.fraunhofertheater.de

Di, 14.1.

MUSIK | JAZZ+: YVES THEILER TRIO

Das Ensemble um den komponierenden Pianisten Yves Theiler wird mittlerweile zur Champions League des Jazz gerechnet. Zusammen mit Luca Sisera (Kontrabass) und Lukas Mantel (Schlagzeug) spielt er eine Musik, die auch aktuelle Einflüsse aus jazzfernen Stilen aufsaugt und als neue Stofflichkeit in die Welt zurückspeigelt. Eingängige Melodien treffen auf schillernde Rhythmen, wobei immer Luft für überraschende Improvisationen bleibt.

Seidvilla | Nikolaiplatz 1b | 20.00
www.jazz-plus.de | www.yvestheilertrio.com

Mi, 15.1.

MUSIK | GEDENKKONZERT FÜR MARISS JANSONS

Zu Ehren ihres langjährigen Chefdirigenten Mariss Jansons, der am 1. Dezember 2019 verstorben ist, bringen Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks heute Gustav Mahlers Symphonie Nr. 2, die »Auferstehungssymphonie«, zur Aufführung. Dirigent dieses Konzerts ist Zubin Mehta, der Mariss Jansons in enger Freundschaft verbunden war. Als Solistinnen singen Golda Schultz (Sopran) und Gerhild Romberger (Alt). Mariss Jansons, seit 2003 Chefdirigent von Symphonieorchester und Chor des Bayerischen Rundfunks, hätte am 14. Januar 2020 seinen 77. Geburtstag gefeiert. Der Reinerlös aus dem Kartenverkauf für das Konzert wird an die Stiftung »Neues Konzerthaus München« gespendet und fließt damit jenem Projekt des Freistaats Bayern zu, für das sich Mariss Jansons in den vergangenen 16 Jahren mit großer Leidenschaft eingesetzt hat – im Dienste des Musiklebens für München und ganz Bayern.

Gasteig, Philharmonie | Rosenheimer Str. 5
19.00 | Tickets: 0800 5900-594 oder
www.shop.br-ticket.de

Do, 16.1. bis So, 26.1.

FILM | 12. MITTELMEER-FILMTAGE

Vom Maghreb bis Israel, über Syrien, die Türkei, Griechenland und den Balkan bis nach Italien, Frankreich und Spanien erzählen 27 Spiel- und Dokumentarfilme von der Vielfalt der Lebenswelten, den Mentalitäten und Eigenheiten der Menschen, die den Kulturraum Mittelmeer bewohnen und trotz aller Gegensätze auf eine lange gemeinsame Vergangenheit zurückblicken. Hier nur ein paar Empfehlungen: Der Eröffnungsfilm »Papicha« beschäftigt sich mit dem Kampf der Frauen in Algerien um Freiheit und Selbstbestimmung. »Arada«, der erste Spielfilm des in der Türkei sehr bekannten Werbefilmregisseurs Mu Tunç, gilt als erster Punkfilm der Türkei. Der Dokumentarfilm »City for Sale« beschreibt die Veränderungen Barcelonas und seiner Einwohner durch die jährlichen Touristenströme. In »Alexandria ... warum?« erzählt der bekannte ägyptische Regisseur Youssef Chahine von seiner Liebe zum Kino und dem Wunsch, Schauspieler zu werden, und »Capri-Revolution« beschreibt die Geschichte der Insel kurz vor dem Ersten Weltkrieg, als sie wie ein Magnet all jene anzog, die von Freiheit und Fortschritt träumten. Alle Filme werden in der Originalsprache mit deutschen oder englischen Untertiteln gezeigt.

Gasteig, Carl-Amery-Saal | Programm: www.filmstadt-muenchen.de | Tickets: MünchenTicket

Sa, 18.1.

FIGURENTHEATER | »WILDE WILDE WESEN«

Die Kompanie mikro-kit & Alessandro Maggioni aus Lausanne und Berlin erwecken in ihrem Objekttheater ein Wesen zum Leben, das gern einmal die eigene Haut an der Garderobe abgeben und jemand ganz anderes sein würde. Welche Geschichten machen uns zu dem, was wir sind? Wie weit kann man verbergen, was unter der Oberfläche schwelt? Wie sehr formen alltägliche Erfahrungen den Körper? Wie prägen soziale Strukturen eine Persönlichkeit? Alessandro Maggioni und die Theaterkompanie mikro-kit arbeiten in dieser Objekttheaterperformance fast gänzlich ohne die Mittel der Sprache. Stattdessen stehen die Möglichkeiten von Spiel, Musik und Bildprojektionen im Mittelpunkt.

Münchner Stadtmuseum, Saal | 20.00
Tickets: www.figurentheater-gfp.de

Sa, 18.1.

MUSIK | MASAKO OHTA:
IMPROVISATION SOLO PIANO

»Ich glaube an die Musik, die nur durch Improvisation entstehen kann ... Improvisation ist für mich pure Kommunikation«, sagt Masako Ohta. Die aus Tokio stammende Pianistin, Komponistin und Performancekünstlerin, 2019 mit dem Förderpreis für Musik der Landeshauptstadt München ausgezeichnet, kommuniziert heute sowohl mit dem Raum wie mit dem Publikum und wagt sich zum ersten Mal an ein Format, in dem sie als Solistin ausschließlich improvisiert.

Einstein Kultur, Halle 4 | Einsteinstr. 42
20.00 | Tickets: tickets@einsteinkultur.de
www.masako-ohta.de

Mo, 20.1. bis Sa, 25.1.

SZENE SALZBURG | PERFORMING NEW EUROPE

Das Festival Performing New Europe (PNEU) bietet eine Woche lang Tanz-, Theater- und Performanceproduktionen, für die man einen Ausflug hinter die bayerische Grenze unternehmen sollte. Und mit der Bahn kommt man am selben Abend noch bequem zurück nach München. Ein paar Highlights: Erna Ómarsdóttir eröffnet das Festival mit ihrem Solodebüt »IBM 1404 – A User's Manual«, die Berliner Choreografin Christina Ciupke zeigt mit dem Musiker Boris Hauf ihre Bewegungsstudie »Life and Death of a Melody« und Marta Navaridas versetzt Tänzer und Publikum mit der Uraufführung von »ONIRICA« in einen Sinnesrausch. Die Norwegerin Mette Edvardsen geht mit »No Title« Erinnerung und Wahrnehmung auf den Grund. Das Stück »Softcore – A Hardcore Encounter« der jungen Belgierin Lisa Vereertbrugghen konfrontiert den Körper mit Hardcore-Techno, während bei dem Solo »Body Parts« der Polin Ramona Nagabczyńska das Gesicht im Mittelpunkt steht. Zum Finale gibt es eine Wiederaufnahme des Kultstücks »The show must go on« von Jérôme Bel, das die SZENE mit lokalen Mitwirkenden neu einstudiert hat.

Salzburg | verschiedene Spielorte | Programm und Tickets: www.szene-salzburg.net

Do, 23.1. bis Sa, 25.1.

MUSIK | MUC\TONES 2020

»Jazz im Wohnzimmer« lautet das Motto, unter dem Jazzmusiker aus ganz Deutschland an einem Wochenende zusammenkommen. In kleinen musikalischen Formationen spielen sie in familiärer Atmosphäre auf der Schwabinger Musikbühne. Da kann man dann auch entspannt ins Gespräch kommen: Vorgestellt werden jeweils zwei bzw. drei Ensembles. Der Schwerpunkt liegt auf Formationen aus München, die mit Künstlern aus Leipzig, Köln und Berlin in Dialog treten. Grund dafür: Musik kann nur überleben, wenn sich die Akteure austauschen und sich mit neuen Impulsen bereichern. Am Donnerstag spielen Robert Landfermann, Damian Dalla Torre und das Johannes Enders Quartett, am Freitag Julian Hesse, das Stephan Plecher Duo und Fiona Grond und am Samstag Kathrin Pechlof, Jason Seizer meets Pablo Held und Dell/Lillinger/Westergaard.

Heppel & Ettlich | Feilitzschstr. 12 | 20.00, Einlass 19.00 | Tickets: www.heppel-ettlich.de

Fr, 24.1. und Sa, 25.1.

FACHTAGUNG | »DIE MASCHINERIE DES STAATES«

Lähmt die Bürokratie die Demokratie? Ist Bürokratie überhaupt notwendig? Welche Aufgaben übernimmt der staatliche Verwaltungsapparat? Und in welcher Beziehung steht er zur Gesellschaft? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt dieser politisch-philosophischen Tagung über Aufgaben und Grenzen der Bürokratie im Spannungsfeld zwischen Notwendigkeit und Überregulierung. Nicolai Dose von der Universität Duisburg-Essen erklärt, warum Bürokratie unausweichlich ist und was Bürger trotzdem tun können. Über die Technokratisierung des Staates spricht Astrid Séville von der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Evangelische Akademie Tutzing | Buchensee 1, Tutzing | Anmeldung und Programm: www.apb-tutzing.de/4-1-20

Mi, 29.1.

FILM | BEST OF ARS ELECTRONICA ANIMATION FESTIVAL 2019

Das Ars Electronica Animation Festival in Linz ist jedes Jahr ein verdichtetes Best-of aktueller Produktionen im Digital Filmmaking, zusammengestellt aus den Einreichungen des diesjährigen Prix Ars Electronica, dem internationalen Wettbewerb für Cyberarts in der Kategorie Computeranimation. Diese Zusammenstellung herausragender Arbeiten wird von einer Jury aus etwa 1000 eingereichten Animationsfilmen für den Prix Ars Electronica ausgewählt. 2019 waren 1449 Künstler und Wissenschaftler aus 45 Ländern an dem Festival beteiligt, mehr als jemals zuvor. Das zeigt, dass auch die Bedeutung des Digitalfilms innerhalb der Filmszene stetig wichtiger wird. Heute gibt es einen spannenden Einblick in aktuelle internationale Produktionen, die sich durch Qualität und Originalität auszeichnen. Manche Beiträge erinnern dabei durchaus an die Vorspanne aktueller Netflix- oder Amazon-Serien.

Gasteig, Carl-Amery-Saal | Rosenheimer Str. 5
20.00 | Eintritt frei

bis So, 19.4.

AUSSTELLUNG | TREUE FREUNDE. HUNDE UND MENSCHEN

Seit jeher ist der Hund treuer Freund und Begleiter des Menschen. Kunst und Kulturgeschichte illustrieren die enge Beziehung zum beliebtesten Haustier der Deutschen auf vielfältige Weise. Mit mehr als 220 Kunstwerken und spektakulären Zeugnissen der Alltagskultur wird das wechselvolle Mensch-Tier-Verhältnis beleuchtet. Prominente Hundehalter wie Friedrich die Große, Bismarck, Sisi, Thomas Mann, die Queen, David Bowie und Rudolph Moshhammer sind ebenso vertreten wie Werke von Anthonis van Dyck, Loriot und Rudi Hurlmeier, zwei Pudel-Broschen von Grace Kelly, das Präparat des Schäferhunds Zorro und der Smoking von Sir Henry, dem berühmtesten Mops Deutschlands. Die Ausstellung reicht von der ägyptischen Hundemumie über mittelalterliche Altartafeln bis zum Hunderoboter. Die einzelnen Kapitel behandeln Themen wie Treue und Freundschaft, Dienstbarkeit, Statussymbole und die Gefährlichkeit des Hundes. In allen Bereichen erzählt die Ausstellung auch etwas über den Menschen selbst. »Wie's Herrl, so's Geschwerl«, diese bayerische Feststellung ist sicher oft wahrer, als es der oder die Hundehalter*in gern wahrhaben möchte. Welcher Hundehaltertyp sind Sie?

Bayerisches Nationalmuseum | Schloss Nymphenburg | Di bis Fr 9.00–17.00, Do bis 20.00, Sa/So und feiertags 10.00–18.00 | www.musmn.de

bis So, 24.5.

AUSSTELLUNG | ALLE ZEIT DER WELT

Zeit, egal ob als Zeitdruck, Langeweile oder schlechte Tagesstruktur, bestimmt unser Leben. Der Weg durch die Ausstellung führt »vom Urknall zur Uhrzeit«, begleitet wird der Besucher medial von dem Astrophysiker Harald Lesch. Man kann sich den Verlauf der Erdgeschichte vor Augen führen – den Urknall vor 13,8 Milliarden Jahren, die Geschichte der Erde und die Veränderung des Lebens seither – bevor man in dem Teil der Ausstellung ankommt, der sich ganz und gar Zeit und Leben widmet. Der Zyklus von Wachstum, Reproduktion, Alterung und Tod wird in seinen vielfältigen Facetten dargestellt. Wer lebt nur kurz, wer dafür fast ewig? Was ist die »innere Uhr«? Wie funktionieren Zeitzonen? Niemand weiß wirklich, was die Zeit ist, aber keiner kann sich ihr entziehen. Ein Nachmittag für Pünktliche und Zuspätkommer, für Philosophen und Pragmatiker.

Museum Mensch und Natur | Schloss Nymphenburg | Di bis Fr 9.00–17.00, Do bis 20.00, Sa/So und feiertags 10.00–18.00 | www.musmn.de